



## **Lebenserinnerungen**

**Waldeyer-Hartz, Wilhelm von**

**Bonn, 1922**

II. Kindheit und erste Jugendzeit. Volksschule. - Vorbereitung zum  
Gymnasium. - Schilderung des Lebens auf einem westfälischen Landgute  
und Dorfleben vor 100 Jahren. - Weiteres über die Familie ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

die, soweit ich weiß, alle durch ein wohlgehaltenes, mäßiges, aber auch tätiges Leben ihren Nachkommen den kostbaren Schatz der Gesundheit als Erbe vermacht haben. Dieses Erbe ist weit mehr wert als Geld und Gut, von dem uns drei Söhnen kaum etwas hinterlassen werden konnte.

## II. Kapitel.

### Kindheit, Jugendzeit.

Volksschule, Vorbereitung zum Gymnasium. — Das Leben auf einem westfälischen Landgute und Dorfe vor hundert Jahren. — Weiteres über die Familien meiner Eltern. — Ein Wort über ehelichen Kindersegên, Säuglings- und Mutter-schutz.

Wenn ich im folgenden Abschnitt von meiner Kindheit und ersten Jugendzeit erzähle, so geschieht dies nicht, um viel von mir zu berichten. Hauptziel meiner Schilderung soll eine getreue Darstellung davon sein, wie die Zustände auf einem westfälischen Edelhofe und in den westfälischen Dörfern meiner Heimatsgegend zur Zeit meiner Kindheit waren und wie das Leben dort sich damals gestaltete. Wenn ich in der Überschrift dieses Abschnittes von rund hundert Jahren spreche, obwohl ich nur etwa 75 Jahre mit gutem Bewußtsein zurückdenken kann, so hat sich einerseits in den 25 fehlenden Jahren von 1820 bis 1845, die für Deutschland und insbesondere für meine Heimat volle Friedensjahre waren, das Leben genau so abgespielt, wie es von 1845 bis 1848 war, welche Zeit mir gut im Gedächtnisse geblieben ist. Außerdem ergänzen die Erzählungen meiner Eltern das Selbst-erlebte und Selbstbeobachtete dahin, daß ich mit gutem Grunde hundert Jahre zurückgreifen darf.

Zuerst eine kurze Schilderung der Örtlichkeit, eine beschreibende und topographische Anatomie der Gegend, wie man von meinem Berufsstandpunkte aus sagen könnte. Die Landschaft im Kreis Höxter macht durch ihre hügelige Beschaffenheit, ihre gesegneten Fluren, ihre grünen Weiden, Wiesen und Wälder, zwischen denen zahlreiche Bäche, die der Weser zufließen, das belebende Geäder darstellen, auf den Besucher einen wohlthuenden, angenehmen Eindruck. Sie ist reich belebt, denn fast jede Viertelmeile weiter trifft man beim Wandern auf ein Dorf oder ein Gehöft. Damals gab es

reichliche Hausviehzucht an Rindern, Pferden, Schafen, Schweinen und Geflügel und in der Weidezeit trugen die zahlreichen Herden viel zum Schmuck des Landschaftsbildes bei. Sehr zu bedauern ist, daß schon lange vor dem jetzigen Kriege die Schafzucht sehr zurückgegangen ist; wir haben jetzt darunter zu leiden.

Abgesehen von der nächsten größeren Stadt Paderborn, auf die ich später bei der Schilderung meines Gymnasiastenlebens noch zurückkomme, finden sich im Bereiche meiner engeren Heimat vier Städte, alles richtige Landstädte mit Ackerbau: die weit über tausend Jahre alte Kreisstadt Höxter, die auch in der Geschichte ihren Namen hat, insbesondere durch die erwähnte dicht dabei gelegene altberühmte Benediktinerabtei Corvei (Corbeja), unter Ludwig dem Frommen 823 gegründet, dann die Amtsstadt Brakel mit ihrem weithin sichtbaren, schlanken, spitzen Kirchturme, den ich erbauen sah und die beiden kleineren Städte Nieheim und Steinheim. Nahe bei Brakel schaut man das malerisch auf einer schön bewaldeten Anhöhe gelegene, der gräflichen Familie Asseburg gehörige Schloß Hinnenburg.

Die Ausläufer des Teutoburger Waldes reichen bis in meine Heimat hinein, die den Stätten, wo einst Arminius den Römern siegreich entgegentrat, nicht fern liegt. Oft habe ich auf Fußwanderungen diese geschichtlich so bedeutsamen Wald- und Feldfluren durchstreift.

Das der Freiherrlich v. Haxthausenschen Familie gehörige Gut Abbenburg ist das größte ihres Besitzes mit etwa 400 Hektaren Acker- und Wiesengelände. Außerdem gehören der Familie noch die in der Nähe gelegenen, je etwa halb so großen Güter Bökerhof, Vörden und Thienhausen. Abbenburg und Bökerhof grenzen unmittelbar aneinander. Bei Bökerhof liegt das kleine Dorf Bökendorf (Buchendorf), jetzt durch des Mediziner-Dichters F. W. Weber, der in Nieheim wohnte, episches Werk „Dreizehnlinden“ unter dem Namen „Bodinkthorpe“ bekannt geworden<sup>(2)</sup>. Abbenburg liegt gänzlich allein, fast genau in der Mitte des Kreises. Vier Dörfer umgeben es in je  $\frac{1}{4}$  Meile Entfernung: das genannte Bökendorf, und die Kirchdörfer Bellersen, Altenbergen und Bredenborn, dieses das größte. Das Arbeitspersonal Abbenburgs: Tagelöhner, Knechte und Mägde, kam von diesen Dörfern. Es hat mich bis auf den heutigen Tag stets interessiert, daß die Bewohner dieser

vier Dörfer, die sich alle ganz genau kannten, desselben Stammes, derselben Konfession und vielfach verwandt und verschwägert untereinander waren, doch in ihren Mundarten sich so voneinander unterschieden, daß man, wenn man sie sprechen hörte, sofort sagen konnte, aus welchem Dorfe sie stammten. Freilich, die Bellerser und Bökendorfer sprachen gleich; Bökendorf ist ein Tochterdorf von Bellersen. Kein Mensch spricht allerdings genau so wie ein anderer und wie man Jeden an der Handschrift erkennen kann, so auch an der Sprache. Immerhin ist es, so viel ich weiß, unerklärt, wie alle Menschen eines Ortes dieselbe Mundart haben, während in einem dicht daneben liegenden Orte mit Bewohnern gleicher Rasse, gleicher politischer und sozialer Lage, gleichen religiösen Bekenntnisses, unter gleichem Klima, bei gleichem Schulunterricht und bei vielfacher Verwandtschaft sich diese Verschiedenheiten herausbilden und durch die Jahrhunderte hindurch erhalten können. Daß jeder Mensch seine eigene Sprechart hat, erklärt sich anstandslos aus den kleinen, aber unendlich wechselnden Verschiedenheiten, die im anatomischen Bau der Sprech- und Stimmorgane bestehen, so wie es nicht zwei Menschen gibt, die ein Haupthaar von völlig gleichem mikroskopischem Bau haben. Das Abänderungsvermögen der Lebewesen ist schier unendlich!

Der Abbenburger Hof ist regelmäßig und schön gebaut. Die großen Gebäude, Verwaltungshaus und Wohnung für den Oberverwalter oder Pächter, die großen Scheunen und Viehstallungen liegen der Länge nach zu beiden Seiten einer breiten Fahrstraße, die den Hof mitten durchsetzt; an der einen Stirnseite, der Wetterseite, schließt ein schönes kleines Eichengehölz ab, gegenüber das Herrenhaus, dem die Fahrstraße ausweicht, um ihm und einem kleinen Fischteiche Platz zu lassen. — Unmittelbar an die eine Längsseite schließt an ein mehrere Morgen großer Gemüsegarten, an die andere ein ebenso großer Obstgarten; dieser ist durch einen großen Laubengang von den angrenzenden Wiesenfluren abgetrennt. Etwas abseits lagen derzeit mit einem großen Teiche eine Mahl- und Sägemühle und eine Schmiede, sowie nach dem Obstgarten hin eine Werkstatt zur Anfertigung und Ausbesserung der landwirtschaftlichen Holzgeräte: Wagen, Pflüge, Eggen u. a., genannt die „Rademacherei“, im Volksmunde die „Räkerei“, wo der „Rademacher“ oder „Räker“ sein Handwerk be-

trieb. Es ist nicht ohne Interesse festzustellen, daß dies Handwerk seinen Namen vom „Rade“ hat. Ist doch die Erfindung des Rades zweifellos eine der bedeutsamsten, die jemals gemacht worden sind; sie reicht in das älteste Altertum. Anderwärts spricht man vom „Wagner“, vom „Tischler“ u. a. Beim landwirtschaftlichen Betriebe ist aber das Rad eines der wichtigsten Dinge. So war für alles gut gesorgt. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Räkerei, die Schmiede und die Mühle uns Kindern die liebsten Orte waren und ich weiß ganz gut, warum Schuberts Müllerlieder mich immer so gefesselt haben; abgesehen von ihrer unverwelklichen melodischen Schönheit stecken für mich liebe Erinnerungen aus der Kinderzeit darin. Eine andere etwas mehr materielle Erinnerung knüpft sich an den Räker; dieser war zugleich der Bäcker. Jede Woche wurde frisches Brot gebacken. Die Mägde bereiteten den Teig, den der Bäcker dann in den vorher gut geheizten Ofen, in die Brotlaibe zerteilt, zu bringen hatte. An den Vortagen der großen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wurden Kuchen gebacken, zu denen meine Mutter den Teig bereitete nach dem alten Rezept:

Wer will guten Kuchen machen,  
Der muß haben sieben Sachen:  
Eier und Salz,  
Butter und Schmalz,  
Milch und Mehl —  
Safran macht den Kuchen gel.

Dann blieb sie beim Backen dabei und mein Vater kam wohl auch dazu; wir Kinder, vom angenehmen Kuchenduft gefesselt, fehlten sicher nicht und verfolgten den Backvorgang mit dem größten Interesse; wußten wir doch, was die nächsten Tage brachten, gebührend zu schätzen. Dann kamen auch wohl, da die Kuchen abends in der Feierstunde gebacken wurden, die jüngeren Verwalter und Landwirtschaftslehrlinge — Ökonomieeleven wurden sie genannt — und die Wirtschaftserinnen und Lehrtöchter hinzu und es entwickelte sich eine gemütliche Plauderstunde um den angenehm warmen und duftenden Ofen. Da meine beiden Eltern in dem Rufe standen, als Landwirt und Hauswirtin sehr tüchtig zu sein, was ich ihnen vollauf nachrühmen kann, so hatten sie stets junge Zöglinge, die bei ihnen lernen wollten, um sich. Viele später selbst ihre Wirtschaft führende Besitzer,

Verwalter kleinerer und größerer Güter, Wirtschaftserinnen und Hausfrauen, die eigenen größeren Haushalt führten, sind aus ihrer Schule hervorgegangen.

In der Schmiede gab es genug des Merkwürdigen zu sehen, wenn der Blasebalg das Feuer anfachte, wenn das weißglühende Eisen aus dem Feuer gezogen und auf den Amboß gelegt wurde und dann die Hämmer im Takt darauf niedersausten, daß die Funken weit umherspritzten. Oder wenn abends die Pferde beschlagen wurden, wobei wir gern genau zusahen und uns alles, was da nötig war, merkten; ein guter Hufbeschlag ist keine leichte, einfache Sache.

Nun vollends die Mühle: die Räder vom rauschenden Wasser getrieben, das Klappern des Mahlkastens, das Aufschütten des Getreides, die Sonderung von Kleie und Mehl, die Entnahme des Mehles, wobei dann der Rock des Müllers immer weißer wurde. Am liebsten sahen wir aber der Arbeit der Säge in der Sägemühle zu, wie sie sich knirschend in den starken Block, der ihr langsam und sicher entgegengetrieben wurde, hineinfräß. Wir Kinder pflegten uns dann wohl auf den Block zu setzen und so lange zuzuwarten, bis wir ganz nahe an der Säge waren. Wir wußten genau, wann es Zeit war, aufzuspringen. Man ließ uns das Spiel treiben und ängstigte uns nicht mit übertriebenen Warnungen und Verboten.

Unsere Eltern hatten stets genug zu tun; als wir ins schulpflichtige Alter kamen, begleitete uns Niemand mehr zur Aufsicht. Wir streiften in den Freistunden zwanglos umher in Feld, Wald und Flur, an den Teichen und Bächen, kletterten auf die höchsten Bäume, kurz, taten, was wir wollten. Man hatte uns auf die Gefahren einfach aufmerksam gemacht, ohne uns aber übertriebene Vorsichtigkeit oder gar Ängstlichkeit beizubringen. Ich halte dies Verfahren meiner Eltern bei der Erziehung für durchaus richtig. Wir wußten ganz genau, daß man einen Baumast zu prüfen hat, ehe man sich hinaufschwingt, wir kannten die gefährlichen tiefen Wasserlöcher — „Kolke“ hießen sie bei uns — in den Wiesen und mieden ihre nachgiebigen unterhöhlten Ufer.

Neben dem Herrenhause lag noch die Rentei, in der der Rentmeister wohnte und seine Geschäftszimmer hatte. Ihm waren alle Rechtsgeschäfte, die Verhandlungen mit den Behörden und die Prüfung der von den landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Verwaltungen

und von der Mühle abgelegten Jahresrechnungen übertragen. Der damalige Rentmeister Meyer war verwitwet und führte keinen eigenen Haushalt; so war er zu den Mittags- und Abendmahlzeiten unser täglicher Tischgast. Er war ein sehr unterrichteter, kluger Mann, der uns Kindern manche geistige Anregung gab, namentlich mir, der ich frühzeitig Neigung zum Erlernen alles wissenswert Erscheinenden zeigte. Er und der Müllermeister Runge, sowie die Verwalter, Ökonomiezöglinge und Lehrtöchter bildeten unsern geselligen Umgang, der sich namentlich Sonntags und an den Sommerabenden, nach getaner Arbeit, vor der Haustür im Freien oder im Garten angenehm gestaltete. An den Sonntagabenden im Winter verkürzte ein mit geringem Einsatz geführtes Whistspiel die Zeit, an dem wir Knaben, als wir älter waren, von unserem Vater unterrichtet, teilnehmen durften. Keiner von uns hat sich irgendeinem Spiel mit Leidenschaft hingegeben, doch war es uns im späteren Leben angenehm, dieses feinste aller Kartenspiele zu kennen. War Besuch da von den Nachbargütern oder von den Städten und Dörfern der Umgegend, so kam es, wenn Jugend dabei war, auch wohl zu einem lustigen Pfänderspiel. Ich erinnere mich, daß auch das „Tischrücken“ und „Hutrücken“ eine Zeitlang, wie in aller Welt, so auch auf unserem einsamen Gutshofe viel in Übung war und zu manchen Scherzen Veranlassung bot.

Meine Eltern waren nicht musikalisch beanlagt und wir besaßen nicht das übliche Hausinstrument, das Klavier. Erst später, als sich bei mir Neigung und Begabung zur Musik entwickelte, ließ mir mein Gönner, der Freiherr August v. Haxthausen, von dem ich später noch mehr zu erzählen haben werde, einen Flügel aus seinem Besitze in die Wohnung meiner Eltern hinüberschaffen. Bis dahin beschränkten sich unsere musikalischen Genüsse auf die Gitarre und die Ziehharmonika, die einige von den jungen Verwaltern und Zöglingen leidlich spielten. Ich lernte bald beide Instrumente handhaben. Sie reichten aus, um die junge Welt auch manchmal zu einem Tänzchen zu verlocken.

Zur guten Jahreszeit gab es im Frühjahr bei der Ackerbestellung, bei dem Jungvieh: Kälbern, Lämmern, Fohlen, Ferkelchen und bei dem jungen Geflügel, welches zu Hunderten heranwuchs, viel Interessantes und Anziehendes, auch Belehrendes zu sehen. Mein Vater

übergab auch jedem von uns Knaben ein Stück Gartenland, welches wir selbst bepflanzen und in Ordnung halten mußten. Auch wurden wir angehalten, in Wald und Feld nützliche Früchte, Beeren und Samen zu sammeln, wie Kümmel und Buchnüsse, für die er uns dann eine kleine Summe Geldes gab, von der wir einen Teil in Sparpfennigen anlegen mußten, den anderen aber nach unserem Gutdünken frei verwenden durften. Zumeist verwendeten wir ihn auf dem Kirchweihfeste in Brakel, auf dem St. Annentage, für das Karussellreiten, welches ja wohl für alle Kinder und auf dem Lande auch noch für die Erwachsenen eine sehr beliebte Unterhaltung bietet.

Im Hochsommer, zur Erntezeit, halfen wir beim Einscheuern des Getreides und beim Heuen. Besonderes Vergnügen bot uns dabei das Bauen der großen Getreideschober, der Dimmen, wie sie in der Gegend genannt wurden. Es war ein Ehrenpunkt, eine recht stattliche Dimme regelmäßig und in schöner Form zu bauen. Schief und krumm geratene Dimmen wurden, wenn sie auf den Nachbargütern sich vorfanden, bespöttelt. Selbstverständlich saßen wir beim Einfahren fast unsere ganze freie Zeit auf den Pferden und lernten das Reiten von frühester Kindheit an. Später, als Gymnasiast und Student, habe ich mit meines Vaters Reitpferd manche Tagesritte zum Besuche befreundeter und verwandter Familien gemacht und mich dabei von der Sicherheit, mit der ein Pferd seinen Pfad unter schwierigen Verhältnissen in völliger Dunkelheit findet, überzeugt. Es sei hier ein solcher Fall eigener Erfahrung erzählt:

Ich kam als Göttinger Student zu den Ferien heim und hatte mit der Eisenbahn den Weg nach Höxter genommen. Von dort holte mich mein jüngster Bruder Friedrich mit meines Vaters Reitpferd ab; es war noch ein Weg von etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen zurückzulegen. Es hatte andauernd stark geregnet und als wir von der Landstraße zur letzten Wegstrecke abbogen, trafen wir auf dem nassen, schlüpfrig gewordenen Lehm Boden auf mehrere Wasserpfützen. Am Rande einer solchen Pfütze glitt mein Pferd aus, stürzte in die Kniee und Roß und Reiter trennten sich voneinander. Ich verschwand für einen Augenblick in dem Lehmloche und als ich dann wieder auf meinem Pferde saß, muß ich in einer sehr merkwürdigen Bekleidung erschienen sein. Mittlerweile war die Nacht angebrochen und wir ritten in einen dunklen Wald hinein, der uns noch in einer Viertelmeilenstrecke von



unserem Ziele trennte. Je tiefer wir in den Wald auf einem sehr unregelmäßigen, mit Baumwurzeln reichlich durchsetzten Pfade hineinkamen, desto finsterer wurde es; bald erkannte man nichts mehr. Ich weiß genau, daß ich, des Wortes eingedenk: „man kann keine Hand vor Augen sehen“, wiederholt versucht habe, meine emporgehobene Hand zu sehen, sie jedoch nicht wahrzunehmen vermochte. Da riet mir mein Bruder, der mit diesen Dingen Bescheid wußte und sich dicht hinter dem Pferde hielt, ich solle die Zügel freigeben und mich ganz der Führung des Pferdes überlassen. Das geschah und das Tier brachte mich mit absolut sicherem Schritt, ohne zu zögern und Unsicherheit zu verraten, ohne störend an eine Baumwurzel zu stoßen, heim. Meine gute Mutter erschrak nicht wenig, als ich ihr in dem Lehmschmucke entgegentrat.

Im Herbst gab die zweite Heuernte, die Grummeternte, wie sie hieß, und die Obsternte reichliche und angenehme Beschäftigung. Besonderen Genuß bereitete es uns, wenn wir im Felde aus zusammengeholtem Reisig ein Feuer anzünden und in der Asche frischgerodete Kartoffeln backen konnten. Mit frischer Landbutter, die wir zu solchem Tun mitnahmen, genossen, geben solche kurz vorher aus der Erde geholte Kartoffeln ein leckeres Mahl, wie man es sich auf andere Weise nicht verschaffen kann. Wenigstens fand ich, als ich später auf meinen beiden Amerikafahrten mir die auf der Speisekarte als „baked potatoes“ bezeichneten Kartoffeln bestellte, daß sie merklich hinter den früher selbst bereiteten zurückstanden. Freilich war ich inzwischen an gastronomischen Erfahrungen reicher geworden und jede aufgewendete eigene Mühe erhöht auch den Genuß.

Nicht vergessen will ich, daß wir auch, älter geworden, an den Jagden in der wildreichen Gegend teilnahmen. Obwohl ich bei ruhigem Zielen auf die Scheibe sehr gut und sicher mit der Büchse umgehen konnte, so war ich auf lebendes und rasch fliehendes Wild kein gefährlicher Schütze, wenn ich auch gute Lehrmeister hatte: unseren schon genannten Müller Runge und einen unserer Ökonomie-Zöglinge, den Freiherrn Max v. Droste-Hülshoff. Was diesen beiden Meistern vor das Feuerrohr kam, war geliefert. Besonders eindrucksvoll ist mir ein Büchschuß geblieben, den der junge Droste auf einen Fischreiher abgab. Wir Beide hatten eine Jagdstreife gemacht mit wenig Glück. Auf dem Heimwege erspähte mein Begleiter einen hoch

in den Lüften dahinschwebenden Fischreiher, der, in der Höhe kaum gut sichtbar, auf uns zuflog. „Siehst du den Vogel,“ sagte mein Begleiter zu mir, „den hole ich mir mit der Kugel, wenn er über uns ist.“ Er hob die Büchse, zielte genau, der Schuß krachte und der große Vogel fiel wie ein Stein tot zu unseren Füßen nieder. — Ein anderes Jagd-erlebnis, welches mir in Erinnerung geblieben ist und wobei der Müller Runge die Hauptperson war, sei gleichfalls erzählt: Der Revierförster der v. Haxthausenschen Forsten hatte Runge und mich nebst einigen Anderen zu einer Jagd auf Hasen eingeladen. Wir hatten einige zur Strecke gebracht und befanden uns auf dem Heimwege; die Gewehre bereits über die Schulter gehängt. Schon dicht beim Gutshofe angelangt, sagte Runge, als wir an einer Kohlpflanzung vorbeigingen: „Wir könnten ja noch einmal durch den Kohl gehen, da findet sich vielleicht noch etwas.“ „Ja,“ meinte der Revierförster, „aber ich glaube kaum, hier so dicht beim Hofe.“ Runge winkte mir, machte sein Gewehr schußfertig und schritt voran. Mit einem Male sehe ich ihn das Gewehr anlegen, ein Hase springt auf und in der nächsten Sekunde hatte ihn Runges totsicherer Schuß erlegt. Runge setzte das Gewehr ab und sagte in westfälischem Plattdeutsch: „Dei häww' ick et oll lange wicket!“ „Dir habe ich es schon längst prophezeit!“ Die Aussprache des „Dei“ ist schwer anzugeben; es lautet fast wie „Di“, es klingt aber, während der Hauptton auf dem *i* ruht, ein kurzes *e*, mit dem *i* nicht zusammen gesprochen, vorher an = *Dëi*. Runge kannte fast jedes Hasenlager in der Umgegend und wußte, daß der ihm jetzt zugefallene Hase in diesem Kohlhofe lagerte. Er hätte ihn jedoch allein, ohne die Einladung zur Jagd, nicht schießen dürfen, da der Hof nicht zu seinen Jagdgründen gehörte; aber es verdroß ihn, daß ihm der Hase so vor der Nase lag und er ihn nicht vor sein Rohr bringen konnte; da war ihm diese Gelegenheit so recht erwünscht gekommen.

Ein Hauptvergnügen, welches den Körper stählte und zu Mut und rascher Entschlossenheit erzog, war uns ein Discusspiel. Eine Scheibe aus hartem Holze gesägt vom Umfange eines gewöhnlichen Tellers und etwas über Daumenbreite dick, wurde von zwei gegnerischen Spielgruppen abwechselnd geschleudert. Die eine Gruppe, meist 2—3 Spieler, stellte sich zu Anfang des Spieles nahe dem westlichen Ende der den Abbenburger Hof der Länge nach durchziehenden

Straße auf, die andere nahe dem östlichen. Nun wurde die Scheibe abwechselnd von der einen Gruppe der anderen entgegengeworfen. Zum Scheibenwerfer wurde meist der Stärkste gewählt. Die Scheibe rollte sausend die Straße entlang und es galt nun, sie in ihrem Laufe aufzuhalten; das hatte die Gruppe zu besorgen, der die Scheibe entgegengeschleudert worden war. Man sprang zu und streckte ihr starke mit keulenförmig verdickten Enden versehene Stangen entgegen. Die Scheibe, wenn sie kräftig genug geworfen worden war, sprang beim festen Entgegenstemmen der Stange oft mehrere Meter in die Höhe. Da, wo sie zur Ruhe kam, stellte sich die Gruppe, welche sie aufzuhalten hatte, hin und hatte nun die Scheibe der ersten Gruppe entgegenzuwerfen. So ging das Spiel hin und her, bis eine der Gruppen, entweder infolge ungeschickten Aufhaltens der Scheibe oder infolge besonders kräftiger Würfe der Gegenpartei, aus dem ihrem Anfangsstandort benachbarten Hofthore hinausgedrängt war. Das galt als Niederlage.

Der Winter bot gleichfalls seine mannigfachen Vergnügungen für die Kinderzeit: In den warmen Ställen der Haustiere, namentlich der Schafe, wo dann auch die jungen Lämmer kamen, draußen im Schnee mit Schneebällen und Schneemännern, deren wir immer eine Menge herstellten, den einen größer als den anderen, das Eisvergnügen, das Schlittenfahren und manches andere, wie das Arbeiten in der Räkerei, das Dreschen mit seinem anheimelnden Taktgeklapper, welches man jetzt gar nicht mehr kennt, wie vieles andere. Wir scheuten uns nicht, nasse Füße zu bekommen oder uns im Schnee herumzubalgen. Erkältet haben wir uns dabei nicht, sondern tüchtig abgehärtet. Auf dem halbstündigen Schulwege blieben wir im Winter, wenn's heimging, oft die dreifache Zeit, um an geeigneten Stellen das Eis zu probieren. Hier ein Beispiel, wie abgehärtet wir waren und wie wenig ängstlich man zu sein braucht: Wir brachen einmal an einem recht kalten Wintertage auf dem Heimwege in das Eis ein und wurden völlig durchnäßt. Bis wir nach Hause kamen, waren wir in unseren nassen Kleidern förmlich zu Eissäulen erstarrt. Wir fürchteten aber von unseren Eltern Strafe, mochten sie auch nicht erschrecken, schlichen durch den Garten ins Haus, winkten einer der Mägde und baten sie, uns trockene Kleider auf den Getreideboden zu bringen, dessen Fenster offen standen. Hier kleideten wir uns in der kalten

Zugluft um, waren vergnügt, daß unsere Eltern nichts gemerkt hatten, blieben frisch und gesund, beschlossen aber doch, nächstens vorsichtiger zu sein.

Wenn uns auf dem Schulwege nichts Besonderes beschäftigte, pflegte ich meinen mehr oder minder aufmerksam lauschenden Brüdern ein Märchen zu erzählen, welches ich jahrelang fortzuspinnen wußte. Die Hauptrolle darin spielte ein mit Zauberkräften begabter Kater, das „Lorck“ genannt. Natürlich fehlten Könige, Prinzen und Prinzessinnen nicht, denen das Lorck entweder wohl oder übel wollte, was zu allerhand Verwicklungen führte. Offenbar hatte das Märchen vom gestiefelten Kater seinen Einfluß geübt.

Hier mögen noch zwei mir lebhaft im Gedächtnisse gebliebene Begebnisse aus unserer Kinderzeit Platz finden. Zunächst ein schauriges: Eines Tages, in der Hundszeit — wir Kinder spielten vergnügt vor der Haustür — erschien ein fremder Hund auf dem Hofe; die Hof- und Jagdhunde, die bei uns gehalten wurden, versammelten sich um den fremden Genossen, aber mit einer eigentümlichen Scheu; der fremde Hund biß sie alle und anstatt wieder zu beißen, liefen sie von ihm weg. Glücklicherweise hatte dies meine Mutter vom Fenster aus gesehen; sie wußte, um was es sich handelte, eilte schnell herbei, ergriff uns und konnte uns eben ins Haus in Sicherheit bringen, als der fremde Hund uns schon nachlief, aber eine verschlossene Tür fand. Er verließ dann den Hof, ohne daß man ihn erlegen konnte und mag noch weiteres Unheil angerichtet haben. Meine Mutter meldete den Vorgang sofort dem Freiherrn; dieser ließ die Hunde einsperren; sie wurden leider sämtlich toll. Schaurig klang das Geheul der wutkranken Tiere aus ihrem Verließ, bis man sich entschloß, sie zu erschießen, was man wegen des Wertes der Hunde nicht eher vornehmen wollte, bis ihre Tollwut von sachverständiger Seite festgestellt war. Noch einmal bin ich in Gefahr gewesen, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, als Schüler des Paderborner Gymnasiums. Es war an einem dunklen Herbstabend, als dort ein toller Hund die Westernstraße, in der ich wohnte, entlang lief und mehrere Personen biß, unter anderen einen Schulkameraden von mir, der gerade zu mir kommen wollte. Auch ich war erst kurze Zeit vorher nach Hause gekommen. Das Tier konnte eingefangen werden, so daß man die Wutkrankheit festzustellen vermochte. Als mein Mitschüler mir seine

Wunde am Bein zeigte und wir auch von der Straße her Rufe vernahmen, die von anderen Gebissenen herrührten, riet ich meinem Kameraden, sich sogleich die Wunde mit dem Glüheisen ausbrennen zu lassen. Er ging darauf ein und ein in der Nähe wohnender Arzt führte das sofort recht gründlich aus. Mein Mitschüler ist gesund geblieben; auch von den übrigen Gebissenen, die sich gleichfalls alsbald in Behandlung begaben, ist glücklicherweise keiner erkrankt.

Mit einer anmutigen Begebenheit möchte ich diese Erinnerungen aus meinem Kinderleben in Haus und Hof schließen; mit einer Erinnerung an die große westfälische Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff, unzweifelhaft eine der bedeutendsten deutschen Dichterrinnen. Sie war zum Besuche ihres Onkels, des Freiherrn v. Haxthausen, nach Abbenburg gekommen und blieb einige Wochen dort. So lernte sie uns Kinder, damals etwa im Alter von 7, 5 und 2 Jahren, kennen. Sie rief uns dann gewöhnlich des Morgens unter ihre im ersten Stock des Herrschaftshauses gelegenen Zimmerfenster und erzählte uns unten im Grase lagernden Buben selbsterfundene Märchen. Das machte ihr augenscheinlich selbst viel Vergnügen, denn wenn wir, namentlich meine jüngeren Brüder, uns vorzeitig entfernen wollten, so warf sie uns einige Zuckerplätzchen hinab, um unsere Aufmerksamkeit aufs neue zu fesseln, was ihr auch gelang, wobei nicht näher untersucht werden soll, ob die neugeweckte Aufmerksamkeit mehr den Märchen oder den Süßigkeiten galt.

Als ich das siebente Lebensjahr erreicht hatte, wurde ich zusammen mit meinem nächstjüngeren fünfjährigen Bruder in die Volksschule nach Bökendorf geschickt. Sommer wie Winter wanderten wir, wie vorhin erwähnt, unsere Ränzel auf dem Rücken, dorthin, nahmen uns Milch und Butterbrot mit, das wir zur Mittagszeit bei dem Lehrer verzehren konnten und kamen nach Schluß der Nachmittagsstunde gegen 4 Uhr nach Hause, wo unserer dann ein gutes Mittagessen wartete. Während meines ersten schulpflichtigen Jahres war ich bei meinem Großvater mütterlicher Seite, dem Kantor v. Hartz in Hehlen gewesen und hatte von ihm und seinem Adjunkten und Schwiegersohne, meinem Onkel Lohmann, der später der Nachfolger meines Großvaters wurde, den ersten Unterricht erhalten. Die Familie meines Großvaters war, wie ich bereits anführte, protestantischer Konfession; wir Kinder wurden in der katholischen Kon-

fession, der meines Vaters, erzogen. Ich widme der Familie meiner Mutter, der, wie auch mein Vater, wir Kinder besonders nahe traten, später ein besonderes Kapitel. Konfessionelle Schwierigkeiten ergaben sich nicht. Meine Mutter begleitete uns oft in die katholische Kirche zu Bellersen, die wir regelmäßig mit unserem Vater Sonntags besuchten, blieb jedoch ihrer Konfession treu. Sie war eine echt fromme Frau. Ihre Kirche hatte sie in der Amtsstadt Brakel; sie begab sich, so oft es anging, zu Wagen dorthin; dann und wann begleiteten wir sie auch dorthin; doch hielt sie darauf, daß wir bei der einmal für uns bestimmten Konfession blieben.

Unser Lehrer in Bökendorf war ein junger, eben erst aus dem Seminar entlassener Mann, Rohrbach mit Namen; ich kann ihn auch heute noch, nachdem 70 Jahre vergangen sind, seit ich seinem Unterricht entwuchs, nur mit treuer Dankbarkeit und in ehrender Erinnerung nennen. Er erwies sich bald als ein seinem schweren Berufe völlig Gewachsener. Man möchte wünschen, daß unsere Volksschullehrer alle so wären; ich habe aus dieser meiner Schulzeit eine große Achtung vor dem Berufe eines Volksschullehrers und vor der Wichtigkeit dieses Amtes mir bewahrt. Rohrbach behandelte alle seine Schüler und Schülerinnen in dem, was die Aufgabe der Volksschule ist, völlig gleich. Sah er aber, daß unter den Kindern solche waren, die Neigung hatten, mehr zu lernen, so gab er gerne weiteren Unterricht und regte zum Verfolg dieser Bestrebungen an. Als ich die Oberklasse der Schule besuchte, gab er mir aus seinem Privatbesitz passende Bücher zu lesen über Naturkunde und anderes Wissenswerte, gab mir Anleitung zum Zeichnen und den ersten Klavierunterricht, lehrte mich und meine Brüder in seinem Garten pflöpfen und okulieren, sowie manches andere zur Gartenpflege gehörige. So oft ich später als Gymnasiast, Student und Universitätslehrer Gelegenheit hatte, ihn zu besuchen, um ihm meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu erweisen, tat ich es gern. In den letzten Jahren seines Lebens erblindete Rohrbach, verlor aber seinen Lebensmut und seine heitere Stimmung, die ihn immer ausgezeichnet hatte, durch dieses Mißgeschick nicht. Dieselbe Erfahrung habe ich bei mehreren meiner Bekannten, die ihr Augenlicht verloren, gemacht, so unter anderen bei meinem späteren Berliner Kollegen, dem berühmten Chirurgen v. Langenbeck. Die beiden Genannten traf

der Verlust ihres Sehvermögens erst im höheren Alter; aber auch jüngere Leute lassen sich durch dies traurige Geschick meist nicht entmutigen. So versicherte mich noch jüngst mein Kollege Krückmann in Berlin, der eine große Anzahl unserer im jetzigen Weltkriege erblindeter Krieger zu behandeln hatte, daß die meisten von ihnen ihr schweres Geschick mit großer Fassung ertrügen, in guter Stimmung verblieben und von der Hoffnung auf Lebensglück nicht Abschied nähmen. Es ist mir dies, der ich mit Erblindeten stets ein großes Mitleid gehabt habe, ein lieber Trost gewesen.

Die Schule begann früh um 8 Uhr; einige Stunden lagen vormittags, andere nachmittags. Mittwochs und Sonnabends fielen die Nachmittagsstunden aus. Als ich 11 Jahre alt war und mein Vater auf Anraten des Freiherrn August v. Haxthausen den Entschluß gefaßt hatte, mich für ein Universitätsstudium vorbereiten zu lassen, bekam ich Lateinunterricht bei dem damaligen Kaplan der Gemeinde Bökendorf, Zweihoff. Kaplan Zweihoff hatte anfangs entschieden abgelehnt, den Unterricht zu übernehmen; er habe keine Gabe zu unterrichten, noch irgendwelche Neigung dazu, versicherte er mit voller Bestimmtheit und das war richtig. Nur auf inständiges Bitten meines Vaters entschloß er sich endlich dazu, sich meiner anzunehmen; aber ich kam bei seinem sehr fragmentarischen Unterrichte, bei dem ich fast ganz allein auf den alten „Broeder“ (\*) angewiesen war, kaum vorwärts. Ich kann aber gegen Zweihoff heute noch keinen Vorwurf erheben, nachdem ich so manche Erfahrung darin gemacht habe, daß zum guten Lehren eine besondere Veranlagung gehört, viel mehr noch, als zum Lernen. Diese Gabe hatte Kaplan Zweihoff nicht; er hatte das ja auch vorher selbst gesagt. Fast zwei Jahre blieb ich Zweihoffs Schüler, dann ging dieser nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er es zu einer hohen Würdenstellung in seiner Kirche brachte.

Der Nachfolger Zweihoffs in der Kaplanei hieß Fischer. Mit Eifer und Geschick nahm dieser sich meines Unterrichts an und es schien nun alles gut zu gehen; da, nach wenigen Monaten, wurde der junge Mann irrsinnig und mußte seine Stelle verlassen. So kam eine Hinderung nach der anderen. Nun aber wendete es sich zum Besseren und ich bekam in dem neuen Kaplan Köring einen ausgezeichneten Lehrer, der mich in einem Jahre — den Unterricht vorher kann ich

v. Waldeyer-Hartz, Lebenserinnerungen.

gar nicht rechnen — in allen Gymnasialfächern bis zur Untertertia brachte, in die ich im Januar 1851, 14 Jahre alt, aufgenommen wurde. Für den Kaplan Köring wurde der Unterricht, den er mir erteilt hatte, auch bedeutungsvoll. Er selbst hatte großes Interesse an dieser Tätigkeit gewonnen und bald kamen ihm neue Zöglinge zu; sein Ruf als tüchtiger Lehrer wuchs von Jahr zu Jahr und es entstand bei ihm eine förmliche Präparandenschule, die er bis in sein hohes Alter beibehielt; er wurde später Pfarrer in Altenbergen, wo er sein Leben beschloß. Ebenso wie meinen Elementarlehrer Rohrbach habe ich Pfarrer Köring, so oft ich in meiner Heimat weilte, besucht. Ein Wiedersehen war für uns Beide stets eine große Freude.

Im Anschluß an diese Mitteilung über meine ersten Lehrer gedenke ich auch gern des Pfarrers der Kirchgemeinde Bellersen, zu der wir gehörten, Christian Schrader. Er gehörte zu den Freunden meines Elternhauses. Sonntags nach dem Gottesdienste pflegten wir auf ein Stündchen zu ihm in die Pfarrei zu gehen, wie er auch uns gelegentlich besuchte. Er war ein stattlicher, großer, korpulenter Mann, energisch und welterfahren, der denen, die seine Hilfe heischten, gern mit Rat und Tat zur Seite stand. Er verstand Garten und Acker, aus denen die meisten Einkünfte der Pfarrei gewonnen werden mußten, gut zu pflegen, hatte auch einige medizinische Kenntnisse, die er in verständiger Weise verwertete und den Ärzten manchen Dienst bei Operationen oder bei der Überwachung ihrer Verordnungen leistete. Kurpfuscherei zu treiben lag ihm fern. In dieser Weise kann ein Pfarrer oder ein Lehrer in Ortschaften, zu denen ein Arzt nicht immer rasch gelangen kann, segensreich, ja mitunter lebensrettend wirken.

Zum Vergleich des Wirtschaftsbetriebes vor 100 Jahren und des ganzen Lebens auf dem Lande in der damaligen Zeit mit dem heutigen gebe ich noch folgende Erinnerungen: Der ganze Kreis Höxter sowie seine Nachbarkreise und die angrenzenden Teile des Königreichs Hannover, des Herzogtums Braunschweig, des Kurfürstentums Hessen-Kassel, der beiden Fürstentümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe und des Fürstentums Waldeck waren fast ausschließlich dem landwirtschaftlichen Betriebe gewidmet und sind es auch heute noch. Eine große Anzahl fiskalischer und in adligem Privatbesitz befindlicher Güter, jedoch alle nur in der Größe von rund 200—500 Hektaren, selten mehr, liegen zwischen den bauer-



lichen Besitzungen zerstreut. Die meisten Bewohner, selbst die, welche sich durch Tagelohn ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, hatten ein kleines Haus mit Gärtchen und konnten sich wenigstens ein paar Ziegen, ein Schwein und etwas Federvieh halten, so daß es nur wenige eigentlich arme Leute gab. Von diesen ärmeren Bewohnern legten sich aber vor 100 Jahren immer einige auf Bettelei; das hat jedoch schon seit vielen Jahren ganz aufgehört. Die Tagelöhner auf den größeren Gütern bekamen dort meist jeder ein Stück Ackerland, worauf sie für sich Kartoffeln und Flachs bauen konnten. Die Düngung und Beackerung des Landes wurde von der Gutsverwaltung getragen und nötigenfalls, gegen mäßiges Entgelt, auch die Verbringung der Ernte in die Wohnungen der Landarbeiter.

Wo viele große Güter zusammen lagen, gab es natürlich weniger Kleinbesitz und mehr Tagelöhnerfamilien; die Dörfer mit einem blühenden, kräftigen Bauernstande waren die, welche entfernter von den größeren Gütern lagen, und so ist es auch noch heute.

Es war und ist in der ganzen Gegend ein großer, schöner Laubwaldbestand vorhanden, von dem der größte Teil in fiskalischem und Adelsbesitze sich befindet. Doch gibt es auch einzelne ansehnliche Gemeindewaldungen. Meine ersten Erinnerungen kennen nur die Heizung mit vorzüglichem Buchenholz, welches zu billigem Preise überall zu haben war. Eine schönere Heizung gibt es nicht. Abends wurden in die großen eisernen Öfen ein paar mächtige Buchenklötze geschoben; diese glimmten die ganze Nacht weiter und man hatte früh am anderen Morgen angenehm warme Zimmer. Die Holzscheite wurden im Spätherbst aus den Wäldern herangefahren und zerkleinert, wobei auch wir Kinder unsere Unterhaltung und Beschäftigung hatten. Aufgestapelt wurden die handlich hergerichteten Stücke vielfach in Form der bei der Getreidebergung erwähnten Dimmen, die an einem geschützten Orte in der Nähe der Häuser aufgebaut wurden. Ich erinnere mich noch, daß mein Großvater v. Hartz bei seinem Schuhause einen schönen großen Walnußbaum stehen hatte. Drei Seiten des Baumes wurden mit den Holzscheiten umbaut und zwischen Baum und der als Rückenschutz dienenden Holzwand wurden eine Bank und ein Tisch angebracht. Wie manche angenehme Stunde habe ich mit der Familie meines Großvaters unter diesem Walnußbaume im Schutze der behaglich wirkenden Holzscheite zugebracht!

Das Personal, welches die Verwaltung und die Geschäfte des Abbenburger Hofes zu besorgen hatte, setzte sich zusammen aus meinem Vater als Oberverwalter, meiner Mutter als Wirtschaftsführerin und einem oder zwei Verwaltern. Der Rentmeister gehörte nicht notwendig zum Personal dieses bestimmten Gutes; er hatte auch die betreffenden Geschäfte der anderen v. Haxthausenschen Güter zu versehen. Weiterhin gehörten zum Hofe der Hofmeister; er hatte die Oberaufsicht über den Pferdestall, der Kuhhirt im Kuhstall, der Schafmeister mit drei Schäfern im Schafstall, der Schweinemeister im Schweinestall. Der Hof hatte vier Viergespanne Arbeitspferde, zu jedem Gespann gehörte ein Großknecht und ein Kleinknecht. Zum männlichen Personal zählten dann noch der Müller, der Rademacher und der Schmied mit einem Gehilfen.

Das weibliche Personal bestand außer meiner Mutter aus einer Unterwirtschafterin, „Mamsell“ titulierte, wie diese Umprägung des französischen „Mademoiselle“ damals vielfach in Deutschland üblich war, und aus sechs Mägden — sie wurden wirklich so genannt und nicht „Mädchen“ oder „Stützen“ oder gar „Fräulein“ —, der Küchenmagd und der Viehmagd (bei den Rindern), die auch den Sondertitel „Meyersche“ hatte; diese beiden waren die Obermägde und hatten höheren Lohn. Dazu kamen vier Hausmägde. Wenn die genannten Männer Familie hatten und das war meist bei dem Hofmeister, Schafmeister, den Großknechten, dem Rademacher, dem Schmied, dem Schweinemeister und dem Müller der Fall, so wohnte diese in einem der benachbarten Dörfer; nur der Müller hatte seine Familie bei sich in der Mühle. Das meiner Mutter unterstellte weibliche Personal war unverheiratet.

Bemerkenswert im Vergleich mit den heute gezahlten Bezügen sind die „Gehälter“, wie es bei den höheren Beträgen hieß, oder „Löhne“, welche derzeit üblich waren. Mein Vater bezog an barem Gelde jährlich 150 Taler, meine Mutter 50 Taler. Dazu kamen sechs Schafe, deren Wolle ihnen zustand und ein reichliches Maß von Flachs; außerdem ein Reitpferd und die Berechtigung, die Ackerpferde auch als Kutschpferde zu benutzen. Die Verarbeitung der Wolle und des Flachses zu Leinen war frei; etwaiger Überschuß konnte verkauft werden. Hinzu traten sogenannte Meßgelder bei Verkäufen der landwirtschaftlichen Produkte. Man konnte die Einnahme meiner Eltern

im Jahre auf rund 1000 Mark nach unserer bisherigen Währung vor dem Weltkriege annehmen. Dazu kam völlig freier Unterhalt für die ganze Familie mit allem, was das Gut selbst bot und mit allem, was an Zutaten wie Zucker, Kaffee, Gewürzen und anderem dergleichen gekauft werden mußte. An Getränken waren freilich, abgesehen vom Kaffee, nur Milch, Wasser und ein guter, alter Kornbranntwein; von dem mein Vater und die Verwalter regelmäßig zum Frühstück ein kleines Gläschen tranken, frei. Als ich älterer Gymnasiast und Student war, bekam auch ich davon und kann nur sagen, daß ein solcher alter westfälischer Kornbranntwein, wie man ihn damals noch herstellte, mit den besten fremdländischen und inländischen Schnäpsen den Vergleich aushalten konnte.

Meine Mutter verspann den Flachs für ihren Familienbedarf selbst. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie jede freie Zeit an ihrem Spinnrade saß und das Rädchen unermüdlich schnurren ließ. Sie verstand auch einen äußerst feinen und gleichmäßigen Faden zu spinnen und das so leicht, als wenn der Faden von selbst sich entwickelte. Spinnen können unsere heutigen Frauen in den bürgerlichen Familien kaum mehr; das Spinnrad kommt allmählich zur Klasse der geschichtlichen Geräte, wie seine Vorläuferin, die Kunkel. Es war mir interessant, noch einmal mit der Kunkel spinnen zu sehen, und das war in der Bretagne. Ich war damals einige Wochen in St. Malo im Seebade; da sah ich öfter auf einer Brücke eine alte Frau sitzen, die mit der Kunkel spann; bis dahin hatte ich mir keine rechte Vorstellung davon machen können, wie das mit einem so einfachen Geräte geschehen könnte. Mein damaliger Aufenthalt in der Bretagne und in der Normandie bot übrigens noch manches der Aufzeichnung werte; ich komme darauf zurück.

Die Verwalter erhielten, abgesehen von dem völlig freien hauswirtschaftlichen Unterhalt, jährlich 24—30 Taler Gehalt. Je 50 Taler erhielten der Hofmeister und der Schafmeister, 36 Taler der Rademacher, der Schmied und der Schweinemeister. Der Müller stand besser. Die Großknechte erhielten 24 Taler, die Kleinknechte 12 Taler. Ebensoviele erhielten die Küchenmagd und die Viehmagd, während der Lohn der Hausmägde nur 10 Taler jährlich betrug. Den Dienstboten, welche Familie hatten, stand aber ein gewisses Maß von Land zum freien Kartoffel- und Flachsbaue zu, den Schäfern auch Wolle.

Mit diesen nach heutigen Verhältnissen äußerst bescheiden zu nennenden Bezügen kam man damals gut aus; in den ganzen 30 Jahren, in denen mein Vater den Hof von Abbenburg verwaltete und — später — Pächter des Bökerhofes war, ist an diesen Bezügen nichts geändert worden.

Die Tagelöhner, Männer und Frauen, in der Ferienzeit wohl auch die älteren Kinder, kamen von den vier Dörfern, im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 8 Uhr. Sie stellten sich auf dem Hofe um den in dessen Mitte auf einer Anhöhe neben der Straße befindlichen großen und schönen Lindenbaume auf. Dort wurden die Erschienenen festgestellt und mein Vater erteilte ihnen persönlich die Arbeit für den Vormittag. Die Arbeitszeit dauerte bis 11 Uhr bei einer halbstündigen Frühstückspause, in welcher den Arbeitern bei anstrengender Tätigkeit, insbesondere in der Erntezeit, ein Gläschen guten Branntweins gereicht wurde; Brot, Butter und Käse dazu, wie sie es hatten, brachten sie sich selbst mit; die Menge des Branntweins ist dadurch hinreichend gekennzeichnet, daß die Gabe allgemein dort als „Schluck“ bezeichnet wurde. Dann waren 2 Stunden Ruhe. Angehörige brachten in dieser Zeit in Henkeltöpfen von den Dörfern her das Mittagessen, gewöhnlich eine dicke nahrhafte Suppe, öfters mit Fleisch, Wurst, Schinkenspeck oder Ei; dazu wieder Brot, Butter und Käse, nach den Mitteln jedes Haushaltes, besser oder geringer. Jedenfalls aßen die westfälischen Landarbeiter damals besser, als in den beiden jetzigen letzten Kriegsjahren und im Jahre 1919 die meisten Deutschen.

Um 1 Uhr wurde unter der Linde die Nachmittagsarbeit angesagt, die im Sommer bis um 6 Uhr, im Winter bis um 5 Uhr währte, wieder mit einer halbstündigen Ruhepause, während der gewöhnlich zu Brot und Butter auch ein „Schluck“ gereicht wurde; das nannte man „vespern“. Es ist da ein völlig deutschklingendes Wort direkt aus dem Lateinischen herausgeholt und in die Sprache des Landvolkes hinübergewonnen worden. Wenn in der Erntezeit gutes Wetter benutzt werden mußte, um das Getreide zu bergen, dann wurden oft bis spät in den Abend hinein, so lange das Dämmerlicht reichte, Überstunden gehalten, die besonders bezahlt und außerdem mit einem Glase Branntwein belohnt wurden. Alle Leute fügten sich willig in diese Anordnungen und arbeiteten stets mit doppelter Anstrengung

bei solchen Gelegenheiten. Damals nahmen noch die Arbeiter ein persönliches Interesse an den Geschicken des Hofes, auf dem sie arbeiteten; wußten sie doch, wie viel darauf ankam, daß die Ernte gut geborgen wurde! Der Tagelohn war sehr bescheiden; er betrug für den Mann 60 Pfennige, für die Frau 40 Pfennige. Er ist in der vorhin erwähnten Zeit meiner Kinder- und Jugendjahre auch nicht erhöht worden. Bei einzelnen Arbeiten, vor allem beim Mähen oder bei größeren Erdarbeiten, war ein Akkordlohn üblich, bei dem die Leute sich einen größeren Verdienst verschaffen konnten. Sonntags ruhte alle Feldarbeit, nur die notwendige häusliche wurde verrichtet. War bei ungünstigem Wetter zur Erntezeit eine Notlage eingetreten, so wurde ausnahmsweise auch der Sonntag für die Feldarbeit zu Hilfe genommen; es war üblich, dazu die Erlaubnis des Orts Pfarrers einzuholen.

Die Beköstigung des Verwaltungs- und Dienstpersonals auf dem Gutshofe war eine einfache, aber sehr gute. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß uns bei einem reichen Bestande an Federvieh während des größten Jahresteiles täglich frischgelegte Eier in Mengen zur Verfügung standen, sowie die jungen Hähnchen, Enten und Gänse; auch die Putenbraten fehlten nicht. Da in den ersten Jahren nur der unverheiratete Major und Domherr Friedrich v. Haxthausen auf dem Gute wohnte, der nur wenig für sich in Anspruch nahm, später aber die Mitglieder der Freiherrlichen Familie in Bökerhof, Vörden und Thienhausen lebten, so stand uns alles reichlich zu Gebote, zumal damals bei den noch sehr mangelhaften Verkehrseinrichtungen ein Verkauf kaum lohnend und möglich war, denn die nächstgelegenen Landstädte hatten selbst keinen Mangel an solchen Lebensmitteln, wie die Güter sie boten. Dazu kam nun die täglich dreimal frisch gemolkene Milch von 30—40 Kühen, dann die saure Milch mit ihrem dicken süßen Rahm, an dem es bei vortrefflicher Fütterung nicht fehlte. Wir Kinder tranken bis zu unserem 14. Jahre nur Milch; erst von da ab wurde uns etwas Kaffee zugegeben.

Häufig gingen wir zur Melkzeit in den Stall, wo die Mägde beim Melken ihre Lieder sangen; wir tranken dann von der kuhwarmen noch schäumenden Milch. Bei einer dieser Gelegenheiten erfuhr ich auch, wie man in Westfalen einem Melkmädchen ein artiges Kompliment macht. Die Mägde mußten sich beim Melken in dem Stalle aus

Reinlichkeitsrücksichten ihrer Strümpfe entledigen. Nachher wuschen sie ihre Beine in einem Eimer. Als nun eines schönen Tages die Meyersche, eine dralle Dirne, ihr Bein in den Eimer steckte, sah der dabei stehende alte Wollarbeiter, der die Wolle zum Spinnen herrichtete — diese Leute wurden „Wollkratzer“ genannt — mit seiner kurzen Pfeife im Munde dem zu, schmunzelte und sagte: „Mäken, wenn Diu den Hals brekkest, Diene Beine häwwet'er keine Schuld an.“<sup>1</sup> Das Mädchen lachte vergnügt los.

Viel Wert wurde auf die Bereitung eines eigenartigen würzigen harten Käses gelegt, der unter dem Namen „Nieheimer Käse“ in der Provinz und auch darüber hinaus wohlbekannt war und es bis zu einem Handelsartikel gebracht hat. Rinder, Kälber, Hammel und Schweine, alle gut gemästet, lieferten eine vortreffliche Fleischnahrung, zu der auch noch die Jagdbeute in Hasen, Rehen und Rebhühnern beitrug. Die Teiche lieferten reichlich Hechte und in den Bächen fehlten die Forellen nicht.

Das in allen guten Arten reichlich vorhandene Gemüse kam stets frisch zur Tafel und hat dann einen Wohlgeschmack und Nährwert, von dem sich der Stadtbewohner, der gezwungen ist, es erst durch den Markt oder durch den Laden des Händlers gehen zu lassen, nicht leicht eine Vorstellung bilden kann. Besonders gilt dies von den Spargeln. Diese wurden erst unmittelbar, bevor sie aufs Herdfeuer kamen, gestochen. Wir Kinder besorgten das gern und nahmen nur die, welche eben ihre Köpfchen aus der Erde gesteckt hatten und stachen sie auch nur fingerlang; es gab ja genug. Und dann die Fülle des Obstes! Wir durften, wenn es reif war, es uns selbst von den Bäumen pflücken; die 14 großen Kirschbäume des Obst- und Gemüsegartens machte uns Niemand streitig und wir verspeisten die Kirschen fast stets auf den Bäumen selbst.

Zur Mittags- und Abendtafel gab es aber stets nur ein einziges Gericht, Braten fast nur Sonntags; dazu als Getränk klares Wasser. Ein Glas Wein wurde nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten gereicht. Das Wasser, stets frisch aus der Quelle geholt, so daß es in beschlagener Flasche auf dem Tische stand, war ein überaus rein und erquickend schmeckendes. Ich habe es auch später, wenn ich als Student die

<sup>1</sup>„Mädchen, wenn Du den Hals brichst, Deine Beine haben daran keine Schuld.“ Diu und Diene müssen diphthongisch gesprochen werden.

Ferien zu Hause verbrachte, obwohl an Biergenuß gewöhnt, stets wieder gern getrunken und bei diesem frischen Tranke das Bier nicht vermißt.

Eine Art Festlichkeit war es jedesmal für uns Kinder, wenn es an das Wurstmachen ging. Es wurden etwa 10—12 Fettschweine im Laufe des Winters geschlachtet. Bei der Wurst- und Schinkenbereitung überwachte meine Mutter persönlich alles aufs genaueste; ich darf aber auch wohl sagen, daß es besseres in diesen beiden Dingen wohl kaum gegeben hat, noch geben wird als das, was der Schlächter Kreimeyer, der von meiner Mutter angelernt worden war, auf dem Abbenburger Gute lieferte.

Bei dem Namen „Kreimeyer“ will ich einer Eigentümlichkeit gedenken, die in den Landgemeinden Westfalens damals bestand. Der Mann hieß Kreimeyer und hatte den Vornamen „Justus“. Von den Dörflern wurde er aber niemals mit seinem richtigen Namen bezeichnet, sondern wenn von ihm die Rede war, so hieß es: „Hellekröiers Justus“, d. i. „Hellekrügers Justus“. Das kam daher, daß viele Jahre zuvor, ehe Kreimeyer Eigentümer wurde, in seinem Hause eine Krugwirtschaft gewesen war unter dem Namen „Hellekrug“. Diesen Namen behielt nun das Haus im Munde der Dörfler und jeder, der später in dem Hause wohnte, erhielt den Volksnamen „der Hellekrüger“. Diese Beinamen, Vulgo-Namen genannt, waren so üblich, daß sie in den Lohnregistern des Hofes immer mit aufgeführt wurden.

Die Beköstigung des Hofgesindes war selbstverständlich auch eine sehr gute. Wenn auch kein Braten vorgesetzt wurde, so bekamen die Leute doch dieselbe Milch, Butter, Eier und Käse, dasselbe frische Gemüse, Rind-, Hammel- und Schweinefleisch wie der Verwalter-tisch. Für alle kochte die Küchenmagd immer unter der persönlichen Aufsicht meiner Mutter, die die Speisen, bevor sie aufgegeben wurden, stets selbst prüfte, in einem großen Topfe, dem „Leutetopfe“, wie er hieß. Zweimal in der Woche gab es Fleisch oder Wurst zu der dicken kräftigen Suppe des Leutetopfes, von der wir selber oft mit dem größten Behagen aßen. Mittags und abends wurde in dieser Weise gespeist; morgens nahm das Gesinde, anstatt des Kaffees, eine tüchtige Portion Milchmehlsuppe, wozu sie von dem ihnen wöchentlich zugemessenen Brot mit Butter und Käse aßen. Jede Woche wurde frisch gebacken. Das Brot war reines Roggenbrot, ähnlich dem Kommißbrot. Es schmeckte uns ebenso gut wie das, was wir bekamen,

dem eine gewisse Menge Weizen zugesetzt war. Reines Weizenbrot in Form von Semmeln wurde damals auf dem Lande nicht bereitet. Ihre Suppen nahmen die Leute in runden hölzernen Gefäßen, größer und erheblich tiefer als Teller, in den sogenannten „Setten“ oder „Satten“.

Auf den Feldern von Abbenburg sowie auf denen der benachbarten Güter wurden vornehmlich angebaut Roggen, aber auch reichlich Weizen, Gerste, Hafer und die verschiedenen Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken. Eine besondere Mischfrucht von Hülsenfrüchten ging unter dem Namen „Rauhzeug“; sie wurde besonders als Viehfutter verwendet, namentlich in Form von Schrot. Als Grünfutter und auch als Trockenfutter kam besonders der gewöhnliche dreiblättrige Klee in Betracht, daneben die Esparsette und, erst später in Aufnahme kommend, die Lupine. Gute und große Wiesen gaben in zwei Ernten reichlich Heu. Da in den September ein Teil unserer Schulferien fiel, so nahmen wir Kinder besonders an der Bearbeitung der zweiten Heuernte, des Grummets, teil; es machte uns viel Vergnügen. Auf Äckern, wo sowohl Roggen wie Weizen gedieh, wurde eine Mischung von Roggen und Weizen gezogen unter der Bezeichnung: Mengkorn; diese gab dann das feinere Brot.

Reichlich wurden Kartoffeln gebaut, deren Haupternte in den Monat Oktober fiel. Lebhaft ist mir in Erinnerung geblieben das Jahr, in welchem die sogenannte Kartoffelkrankheit<sup>(4)</sup> zuerst auftrat. Es war ein trauriger Anblick, die großen Kartoffelfelder der Güter mit schwärzlichen, faulenden, niedergesunkenen Krautmassen bedeckt zu sehen, die einen üblen Geruch verbreiteten. Allgemein wurde damals im Landvolke der Rauch der die Fluren durchheilenden Lokomotiven — kurz vorher war eine Eisenbahn durch den Kreis gelegt worden — als Ursache der Erkrankung angesehen; auch mein Vater ließ sich lange Zeit von dieser Meinung nicht abbringen. Man hatte ja damals von der außerordentlich großen Bedeutung der Pilze als Krankheitserreger noch keine rechte Vorstellung. Selbst als die Pilze gefunden wurden, sagte man: „Ja, die Pilze sind da, aber sie sind in den faulenden Massen entstanden oder haben sich dort angesiedelt, die Erreger sind sie nicht, wie sollen auch so unsichtbar kleine Wesen so ungeheure Verwüstungen anrichten!?“



Eine der wichtigsten Früchte für den Landwirt auf großen Gütern war damals die Ölfrucht. Sie wurde von zwei Pflanzen, dem Raps und dem Rübsamen gewonnen. Der Raps hatte die größeren Samenkörner, der Rübsamen gab das feinere Öl. Mein Vater pflegte zu sagen, daß aus dem Rapsbau und dem Ertrage der Wolle bei einem Pachtgute die Pachtsumme bestritten werden müsse. Aus den übrigen Erträgen müßten die Wirtschaftskosten und der Gewinn des Pächters sich ergeben. Bei einem verwalteten Gute, wie Abbenburg, war der Ertrag aus dem Verkauf von Raps und Wolle sicherer Reingewinn des Besitzers. Aus den übrigen Erzeugnissen wurden die Wirtschaftskosten bestritten; dabei blieb für den Besitzer auch aus dem Ertrage dieser Erzeugnisse immer noch ein namhafter Betrag übrig, so daß er bei einer Verwaltung seiner Güter sich besser stand, als bei einer Verpachtung. Ich führe dies hier an, weil die Frage oft besprochen wird, was vorteilhafter sei, eine Verpachtung von Landgütern oder eine Verwaltung? Inzwischen haben sich, wenigstens in Westfalen, die landwirtschaftlichen Betriebe in manchen Dingen geändert. Mit der Einführung des Erdöls und der gesteigerten Wollzufuhr aus dem Auslande, namentlich aus Australien, ging der Bau von Ölfrüchten und die Haltung von Schafherden zurück. Die Landwirtschaft ging mit der Errichtung von Zuckerfabriken und Spiritusbrennereien zu industriellen Betrieben über. Das Fehlen von Öl und Wolle hat sich im jetzigen Kriege sehr fühlbar gemacht. Freilich war uns der Zucker und der Spiritus ebenso wertvoll. Der Weltkrieg hat uns auch für die Landwirtschaft manche Lehre gegeben, die hoffentlich zu unserem Besten benutzt werden wird, denn auf einen ewigen Weltfrieden ist nicht zu rechnen.

Von Vieh wurden außer den erwähnten vier Gespannen Arbeitspferden und 30—40 Milchkühen einige Reitpferde, ein Zuchtstier, zwölf Arbeitsochsen und etwa 10 junge Rinder und Kälber gehalten, ferner rund 1200 Schafe. Von Federvieh über 100 Hühner, 30 Gänse und Enten und einige Puter, dazu über 100 Tauben. Für das Rindvieh und die Pferde bestand im größten Teile des Jahres Stallfütterung; nur kurze Zeit kamen sie zur Weide. Vor den Stieren mußte man sich, namentlich wenn die Weidegänge begannen, in acht nehmen. Ich möchte dazu zwei Erlebnisse mitteilen, die mir in Erinnerung sind:

Auf dem Hofe stand eines Tages ein mit frischem Klee hochbe-

ladener Wagen, an dem der zum Weidegange herausgelassene Zuchtstier eine Weile stehen blieb. Da kam ein Arbeiter, nichts Arges von seiten des Stieres vermutend, an den Kleewagen heran, vermutlich um ihn abzuladen. Ehe sich der Mann dessen versah, hatte das Tier ihn mit den Hörnern erfaßt und wie einen Ball in die Höhe geworfen, in Bereitschaft stehen bleibend, um den Mann wieder mit den Hörnern aufzufangen, wie es die Stiere mit ihren Gegnern zu machen pflegen, wenn sie diese werfen können. Der Mann fiel aber auf den Kleewagen hinauf und kam so mit dem Schrecken davon. Ich stand in der Nähe und es kam mir so vor, als ob der Stier ein ganz verdutztes Gesicht gemacht hätte, als er von seinem vermeintlichen Gegner nichts mehr gewahr wurde. Es machte einen geradezu komischen Eindruck, als das Tier nach einer Weile vergeblichen Zuwartens langsam abtrollte, hinter der übrigen Herde her.

Bei dem zweiten Falle war ich selbst der Bedrohte. Ich begab mich eines Tages von Bökerhof nach Abbenburg und schritt über eine Wiese, auf der die Bökerhofer Rinderherde friedlich weidete. Nichts Arges vermutend ging ich mitten durch die zerstreute Herde, als ich plötzlich den Stier in drohender Haltung auf mich zukommen sah. Der Hirt mit seinem Hunde hätte mich schützen können, aber ich sah mich vergebens nach ihnen um. Da rettete mich ein vielhundertjähriger Eichbaum, der in der Wiese stand und in dessen Nähe ich mich glücklicherweise befand. Der alte Stamm hatte einen Umfang, daß ihn zwei Männer eben umspannen konnten; er fiel Jedermann, der ihn sah, durch seine gewaltige Größe auf. Schnellen Schrittes stellte ich mich hinter den Baum, so daß ich, völlig verdeckt, von dem Stier nicht gesehen werden konnte. Das Tier lief bis nahe an den Baum heran, ich hörte sein Schnaufen ganz in der Nähe. Eine Weile merkte ich ihn dicht am Baume, offenbar auf der Suche nach mir. Ich hielt mich still und paßte scharf auf, daß er mich nicht sah. Übrigens war ich ja auch in Sicherheit, denn der Stier konnte mich hinter dem Baume, auch wenn er um ihn herumgegangen wäre, nicht erreichen, so lange ich nur darauf bedacht blieb, den Baum immer zwischen uns zu lassen und dabei war ich, als der Kleinere, im Vorteil. Als das Tier eine Zeitlang vergebens versucht hatte, mich zu Gesicht zu bekommen, ging es langsam zur Herde zurück; ich nahm meinen Weg so, daß ich, so lange ich auf der Wiese war, mich durch den Baum

gegen den Bullen decken ließ; ich wußte, daß er außerhalb der Wiese mich nicht mehr verfolgen würde. Ich irrte mich darin nicht.

Das Leben des auf den Gutshöfen gehaltenen gefiederten Völkchens bietet viel des Unterhaltenden und Merkwürdigen. Einiges von meinen Beobachtungen und Erfahrungen darüber möge hier mitgeteilt sein. Zu den etwa 100 Hennen wurden vier Hähne gehalten. Jeder dieser Hähne hatte aber sein bestimmtes Gebiet auf dem Hofe, wie das augenscheinlich unter ihnen selbst abgemacht worden war; es hatte sich Niemand vom Personal darum gekümmert. Die Gebiete jedes einzelnen Hahnes waren gut abgegrenzt; verirrte sich einer der anderen Hähne hinein, so wurde er sofort vom dort regierenden Hahn angegriffen und über die Grenze gejagt; er versuchte meist auch nicht, dem Angreifer ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Abends mit beginnender Dämmerung gingen nun alle Hühner und Hähne auf einer kleinen Leiter hinauf in ihr Nachtquartier, den sogenannten „Hühnerwiem“. Dabei herrschte vollkommener Burgfriede. Morgens in der Frühe, wenn die Tiere den Wiem verließen, flog meist zuerst der Hahn heraus, der sein Revier zunächst beim Wiem hatte; dieses Revier fiel gewöhnlich auch dem stärksten Hahne zu. Sowie nun die anderen Hähne herabkamen, war dieser Haupthahn eifrigst darum bekümmert, daß sie schleunigst das Weite suchten und sich in ihre Reviere begaben. Die Hennen zerstreuten sich in die verschiedenen Gebiete; es war nicht festzustellen, ob immer dieselben Hennen demselben Hahne folgten.

Nicht minder merkwürdige Dinge bietet das Leben der Gänse. Vor allem ist festzustellen, daß das Beiwort „dumm“ auf diese Tiere durchaus nicht paßt. Sie haben vielleicht von allen Tieren die ausgebildetste Art, durch Stimmlaute, die man geradezu Sprechlaute nennen könnte, einander Mitteilungen zu machen. Es ist nicht ein bloßes nichtssagendes Geschnatter, welches man von ihnen hört. Bei aufmerksamer Beobachtung entdeckt man bald ganz verschiedene Laute, die mit anderen abwechseln und wiederkehren. Weiden Gänse in kleinen Trupps zusammen, so kann man bei ihnen nicht ein lautes Geschnatter, sondern mehr leise Laute, die verschieden sind, vernehmen und die bald von dieser, bald von jener Gans hervorgebracht werden; das Ganze nimmt sich völlig wie eine Unterhaltung aus. Es geht dies nach dem Eindrucke, den ich davon gewonnen habe, über

etwaige Warnungs- oder Locklaute hinaus, wie sie ja bei den Vögeln weit verbreitet sind. Will man die Gänse vom Betreten eines Grundstückes, etwa eines Gartengrundstückes, wo sie Schäden anrichten würden, fernhalten, so genügt es, wie mir berichtet wurde, eine Gans an einem Pfahle auf diesem Grundstück einige Stunden anzubinden. Man werde sehen, daß sie, losgelassen, nichts eiligeres zu tun habe, als zu ihren Gänsegenossen zu laufen und ihnen ihr Mißgeschick zu erzählen. Keine Gans gehe mehr dorthin. Eigene Erfahrung habe ich freilich darüber nicht.

Wenn im Frühjahre die Paarungszeit beginnt, dann kämpfen die Gänseriche miteinander um die Gänse, ähnlich wie die Hirsche in der Brunftzeit. Der Sieger in den sehr erbitterten Kämpfen geht mit ausgebreiteten Flügeln auf den Trupp der Gänse los und berichtet ihnen in hellen Trompetentönen von seinem Siege, während der Besiegte scheu davongeht. Es scheint, daß der Sieger sich dann seine Gefolgs-gänse aussucht, die für die Sommerzeit zu ihm halten. Schließlich sind nach mehreren solcher Kämpfe die Gänse in einzelnen Trupps zu den Gänserichen verteilt und dann bleibt der ganze Trupp meist ruhig zusammen. Immerhin kommen ab und zu noch weitere Kämpfe zwischen den Männchen vor. Es kann auch sein, daß einer der Gänseriche bei diesen Kämpfen von allen übrigen besiegt wird und ohne weibliches Gefolge als Zölibatär übrig bleibt. Mit einem solchen erlebte ich ein höchst merkwürdiges Ereignis, welches mitgeteilt zu werden verdient: Eine Zeitlang war dieser Ausgestoßene still und, wie es schien, traurig für sich allein geblieben, als er eines schönen Tages begann, ohne daß der Mann das Tier angelockt hätte, sich an den Kuhhirten des Hofes zu halten und ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. Dem Manne wurde das schließlich lästig und er jagte das Tier mehreremal von sich. Endlich, von der Beharrlichkeit seines Gänsefreundes milder gestimmt, wurde er freundlich zu ihm. Ich habe es mehreremal gesehen, wie der Gänserich, wenn der Hirt vor seinem Stalle saß, zu ihm kam und sich streicheln ließ. Das Merkwürdigste aber war, daß das Tier von da an seine Furcht vor den übrigen Gänserichen, die ihn besiegt hatten, verlor. Kamen diese in die Nähe des Hirten, so stürzte dessen Begleiter auf sie los, es kam zum Kampfe, in welchem dieser meist siegte. Dann eilte er mit ausgebreiteten Flügeln auf den Hirten, seinen Freund, zu und verkündete ihm in

derselben Fanfarenweise, wie es die Gänseriche nach ihren siegreichen Kämpfen den Weibchen gegenüber tun, seinen Sieg. Mehrere Male war ich Zeuge einer solchen Szene. Mit Abschluß des Sommers löste sich nach und nach das Verhältnis und der Gänserich blieb wieder bei der Herde.

Außer dem Federvieh des Hofes beobachteten wir Kinder auch aufmerksam die Vögel in Feld, Wiese und Wald; wir kannten sie alle und ihre Nester in der ganzen Umgegend, haben aber nie ein Vogelnest zerstört. Auch hierzu sei etwas Merkwürdiges berichtet. Als ich eines Tages an einem kleinen Buschwerk vorbeiging und in dieses einzutreten mich anschickte, flog mir ein kleiner Vogel in etwas ungeschickter Weise, wie wenn er aus einem der Büsche herausgefallen wäre, vor die Füße. Ich bückte mich, um nach ihm zu greifen, da flatterte er, immer am Boden bleibend und in derselben ungeschickten Weise, eine kleine Strecke weiter, ich, in der Meinung, ihn jetzt fangen zu können, hinterher. Dieses Spiel wiederholte sich einige Male, wobei ich, dem Wege des Tierchens folgend, immer weiter von dem Buschwerke fortkam. Mit einem Male war der Vogel verschwunden, ich war aber vom Buschwerke abgekommen. Ich konnte mir das Verhalten des Tieres gar nicht deuten, bis ich später die Erklärung in einem Buche über Vogelkunde fand. Der Vogel hatte sein Nest gerade in dem Busche, an der Stelle, der ich bei meinem Wege nahe kam; um mich nun von da fortzulocken, schlug er das berichtete Verfahren ein. Es gibt mehrere Vogelarten, von denen diese Sache bekannt ist.

Mit einigen Worten möchte ich, um den Unterschied zwischen einst und jetzt möglichst klar hervortreten zu lassen, noch auf diejenigen Betriebe eingehen, die damals auf den Gütern selbst geübt wurden. Ich erwähnte bereits der Rademacherei, der Schmiede und der Mühle, die in Abbenburg nur einen Mahl- und Sägegang hatte, auf anderen Gütern aber auch noch einen Ölgang. Ferner wurde vom Flachs und von der Wolle gesprochen. Die Leinenbereitung aus dem Flachs wurde vollständig auf dem Gutshofe durchgeführt. War der Flachs auf dem Acker zur Verarbeitung reif, so wurde er von den Arbeiterinnen und Hofmägden aus dem Boden gezogen. Dann wurden die Stengel von den Samenkapseln befreit, indem man sie durch eiserne Zinken, die kammartig auf einem Gestell befestigt waren, hindurchzog; bei dieser Arbeit sangen gewöhnlich die Arbeiterinnen ihre Lieder. Die so bearbeiteten Stengel wurden in kleinen Bündeln

in stehendes Wasser gelegt, wo sie einem Fäulnisprozeß unterworfen waren, durch den sich der festere nutzbare Teil der Stengel, der sogenannte Bast, von dem weicheren schied. Dieser Prozeß hieß das „Rotten“. Die Zeit des Flachsrottens war in Westfalen, wo damals viel Flachs gebaut wurde und die Leinenindustrie blühte, an den üblen Gerüchen, die von den mit Flachs beschickten Tümpeln ausgingen, sehr zu merken. War der Fäulnisprozeß hinreichend weit gediehen, dann wurden die Bündel auf einem sonnigen Weideplatze in dünnen Lagen zum Trocknen ausgebreitet. Die getrockneten Stengel wurden dann mit einfachen hölzernen Maschinen, den „Flachsbraken“ oder schlichtweg „Braken“, gebrakt, das heißt „gebrochen“. Die Braken waren auf vier Füßen stehende Holzgestelle, woran ein fester, mit den Füßen verbundener Unterteil und ein in einem Gelenk gegen den Unterteil zu bewegender Oberteil zu unterscheiden war. Beide hatten einige scharfe Längsleisten, so gestellt, daß beim Niederdrücken des Oberteiles gegen den Unterteil die oberen Leisten zwischen die unteren zu liegen kamen. Beim Braken wurden nun eine Handvoll Stengel auf den Unterteil gelegt und langsam mit der einen Hand durchgezogen, während die andere den Oberteil in raschen Schlägen klappernd gegen den Unterteil bewegte. Dadurch wurden die durch die Fäulnis veränderten, beim Trocknen brüchig gewordenen Teile des Bastes von den Fadenteilen des Flachses getrennt, indem sie in kleinen Splittern absprangen. Wenn eine Reihe Arbeiterinnen mit dem Braken beschäftigt war, so gab das ein eigenartiges Taktgetöse, ähnlich wie beim Dreschen. Auf das Braken folgte das Hecheln, wobei die fädigen Flachssträhne durch feinere und dichter stehende Stahlzinken, die auf festgestellten Brettern befestigt waren, die „Hecheln“, so lange sorgfältig durchgezogen wurden, bis die letzten etwa noch anhaftenden Bastsplitter entfernt und die feinen Flachsfäden regelmäßig der Länge nach geordnet waren. Damit war der Flachs für den Spinnrocken reif.

Wie ich bereits schilderte, wurde das Spinnen von den Mägden unter Beteiligung meiner Mutter besorgt; es war die Hauptwinterarbeit. Im Frühjahr kam dann der Leineweber auf mehrere Wochen; sein Webstuhl stand in der Weberstube schon bereit. Da wurde nun das gesponnene Flachsgarn zu Leinen verwoben. Das grau aussehende Leinen kam dann in großen langen Stücken auf eine dafür

geeignete Wiese in der Nähe eines Wasserlaufes mit reinem klarem Wasser zur Bleiche (s. die Strophe F. W. Webers Anmerkung 2), wo es durch die abwechselnde Einwirkung des darüber ausgesprengten Wassers und des Sonnenlichtes zu dem bekannten schneeweißen Leinen oder „Linnen“ wurde. Irgendwelche künstliche Bleichmittel wurden damals nicht verwendet; der Bleichprozeß dauerte mit dieser reinen Naturbleiche zwar lange, lieferte aber ein äußerst haltbares Leinen. Leinene Wäsche von Abbenburger Flachs, selbst von meiner Mutter gesponnen, dort gewebt und gebleicht, habe ich länger als 30 Jahre tragen können. Es ist mir nicht bekannt, ob die Herstellung von Leinen auf den Gutshöfen noch so im Betriebe ist, wie ich sie von der Zeit meiner Jugend geschildert habe.

Ein weiteres Fabrikat der Landwirtschaft auf den Gutshöfen war die Seife. Auch deren ländliche Herstellung verdient wohl einige Worte: Zunächst gab es da eine „Seifentonne“; diese stand in der Küche und hatte alle Abfälle von Fett aufzunehmen. War hinreichend Fett gesammelt und gleicherweise reingesiebte Asche von dem verbrannten Buchenholz, dann konnte zur Seifenfabrikation geschritten werden. Das aufgesammelte Fett wurde geschmolzen und möglichst gereinigt. Aus der Asche wurde mit Hilfe von ungelöschtem Kalk eine Lauge hergestellt und wie das geschah, machte uns Jungen immer viel Vergnügen. Reiner ungelöschter Kalk wurde auf einem mit Steinfließen hergestellten Boden zu einem kegelförmigen Haufen aufgestapelt; rings um diesen Kalkhaufen wurde nun von der Buchenasche ein ziemlich dicker Aschenmantel gelegt, so daß das Ganze wie ein Aschenkegel erschien von mehr als Meterhöhe und am Grunde von entsprechender Breite. Mit einem passenden Holzstiel, wie er zur Hand war, etwa einem Besenstiel, wurde dann von der Spitze aus der Aschenkegel durchstoßen bis auf den Kalkhaufen und durch das Loch vorsichtig Wasser eingegossen. Nun setzten sich 2—3 Mägde je nach der Größe des Kegels in die Kniee um den Kegel herum und hatten darauf zu achten, daß die beim Löschen des Kalkes sich entwickelnden heißen Dämpfe den Aschenmantel nicht durchbrachen. Der Kegel verwandelte sich geradezu in einen kleinen Vulkan. Wo ein Durchbruch drohte, wurde von den benachbarten Stellen Asche herangeschoben und mit den Händen fest angedrückt. Wenn der Kalk in der richtigen Löschbewegung war, hatten alle Hände voll zu

tun. Daß uns Kindern dies viel Vergnügen gewährte, kann man sich leicht vorstellen; wir halfen auch fleißig mit, die Löcher zu stopfen. War der Kalk gelöscht und das Ganze erkaltet, so wurde die Asche mit dem gelöschten Kalk gemischt und daraus eine Lauge gewonnen. Mit dieser zusammen wurde dann das Fett in großen Kesseln erhitzt; nach dem Erkalten setzte sich oben auf der Mischung eine dicke feste Seifenschicht ab, die für den Hausgebrauch völlig genügte. Auch die Talgkerzen, welche wir im Hause gebrauchten, wurden in besonderen gläsernen Formen aus Hammeltalg auf dem Hofe selbst hergestellt.

Viel zu sehen gab es für uns auch bei der Bearbeitung der Wolle. Zunächst mußten die 1200 Schafe gewaschen werden. Das geschah beim Eintritt der warmen Jahreszeit. In einem ausgemauerten Wasserbette von passender Breite, durch das in Metertiefe reines weiches Flußwasser floß, stellten sich 6—8 Männer, je zwei in gewissen Abständen gegenüber, auf. Dieses Wasserbett, die sogenannte „Schafwäsche“, lag in einer sauber gehaltenen sonnigen Weide. Nun wurde ein Schaf nach dem andern in die Wäsche hineingebracht, von dem ersten Wäscherpaare ergriffen und tüchtig in dem Wasser gewaschen, wobei es darauf ankam, daß das Wasser durch die Wolle hindurch bis zur Haut durchdrang. Das erste Wäscherpaar übergab das Schaf dem zweiten und nahm selbst ein neues Schaf in Empfang. So mußte jedes Tier 3—4 Waschungen durchmachen, bis es freigelassen wurde. Dann aber sprang es davon, schüttelte sich energisch und lief weit weg, in die Weide hinein, froh, seinen Peinigern entronnen zu sein. Waren die Tiere trocken geworden, so wurden sie geschoren, die Wolle wurde in Ballen verschnürt und auf einem großen Leiterwagen zum Wollmarkte nach Paderborn gefahren. Mein Vater fuhr dann mit; ich und meine Brüder wurden auch, als wir älter waren, mitgenommen, um uns die Stadt, die damals für uns eine Großstadt ersten Ranges war, zu zeigen. Mein Vater hielt sehr darauf, in uns Kindern frühzeitig das Interesse für andere Dinge, als die, welche das Landleben bot, zu wecken und Paderborn bot in seinen Kirchen, in den Paderquellen und in seinen geschichtlichen Erinnerungen manches Interessante. Meist war die Abbenburger Wolle, da auf möglichst gute Wäsche gehalten wurde, sehr bald verkauft.

Die Wolle, die meinen Eltern zustand und die, welche für den Hof verbraucht wurde, kam auf dem Hofe selbst zur Bearbeitung. Die



Arbeiter hierfür, die S. 24 bereits genannten „Wollkratzer“, kamen damals aus dem Eichsfelde.

So war die Ordnung der Dinge und das Arbeitsleben auf einem westfälischen Gutshofe in der damaligen Zeit. Aber es gab nicht nur Arbeit, sondern auch gemütliche Unterhaltungen, Scherze, Spiele und Festlichkeiten im Kreise der Verwaltenden sowohl, wie in dem der Dienenden, bei den Knechten und Mägden. Ich erwähnte bereits die gemütlichen Plauderstunden an den schönen Sommerabenden vor der Haustür. Einen ganz besonderen Reiz hatten sie im Herbst 1858, als der mächtige Donatische Komet am Himmel erschien; es war ein wundervolles Schauspiel, welches wir an vielen Abenden, da wir in der Zeit gerade andauernd schönes Wetter hatten, genießen konnten; die großartige Erscheinung dieses prächtigen Gestirns ist eine der eindrucksvollsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Zu den erfreuenden Belebungen des ländlichen Lebens auf dem einsamen Hofe gehörte auch der Gesang der Mägde, den meine Mutter sehr förderte. Sie sangen, wie erwähnt, bei der Flachsbereitung, bei dem Melken und bei den Abendarbeiten, namentlich beim Spinnen und bei der Herrichtung der Gemüse für den folgenden Tag. Viele der Lieder waren in Text und Melodie in den Dörfern selbst entstanden und wurden nur von Mund zu Mund überliefert. Dann gab es allerlei Erzählungen und Rätselaufgaben, oft von ungenierter Derbheit, die aber gar nicht weiter beachtet wurde. Auf dem Lande gilt der Satz: *Naturalia non sunt turpia!* Auch allerlei Spiele, wie Blindkuh und Pfänderspiele wurden in den Freistunden von den Knechten und Mägden gespielt und man konnte auch hier oft sagen: „Ländlich, sittlich.“ Hin und wieder wurde von den älteren Leuten auch politisiert und da kamen manchmal wunderbare Dinge heraus. So, wenn der alte Gärtner Kreilos, der den Feldzug Napoleons in Rußland mitgemacht hatte, von seinen Erlebnissen erzählte, oder wenn der Schafmeister Eickermann, der in großem Ansehen stand, während des Krimkrieges von den türkischen Soldaten erzählte. Ich entsinne mich, daß er damals unter anderem sagte: *Dei Türke, dei hett Schnabelkerels, dei häwwet en isernen Schnabel, damit künnt se alles daud hacken*<sup>1</sup>. Das wurde ihm aufs Wort geglaubt; auch er selbst war

<sup>1</sup> Der Türke, der hat Schnabelkerle, die haben einen eisernen Schnabel, damit können sie Alles tothacken.

davon überzeugt; woher er diese Mär hatte, ist mir unbekannt geblieben. Die Schäfer, welche während der Weidezeit tagsüber einsam bei ihrer Herde stehen, werden vielfach stille, nachdenkliche Leute und man hört von ihnen nicht selten treffende und eigenartige Aussprüche. So soll hier noch eines dieser Dicta mitgeteilt werden: Der zweite Schäfer, Korte, hatte sich verlobt; er war noch ein ganz junger Mann und einer der Verwalter neckte ihn, daß er in so jungen Jahren sich schon ins Ehejoch einspannen lassen wolle. Korte hörte das eine Weile ruhig mit an, dann sagte er: „Meint Sei, ick sull up de Kinner mit de Brille kieken?“<sup>1</sup>.

Drei größere Festlichkeiten sollen besonders erwähnt werden: Der Nikolausabend, die Fastnachtsspiele und das Erntefest. Der Nikolausabend, einige Zeit vor Weihnachten, bringt ja eine weitverbreitete Sitte. Einer der Verwalter übernahm gewöhnlich die Rolle des heiligen Nikolaus und kam in völlig ihn unkenntlich machender Verkleidung mit einem Beutel, worin Nüsse und Äpfel lagen und mit einer Rute zu uns Kindern und ließ sich ein Sprüchlein sagen. Dem, der es gut machte, gab er von seinen Nüssen und Äpfeln, dem, der es schlecht machte, gab er einen leichten Rutenstreich. Origineller und wohl weniger verbreitet war das Fastnachtsspiel. Dabei wurde einer der Knechte, auf den das Los fiel, dicht mit Erbsenstroh umwickelt und ihm der Kopf ver mummt. An eine lange eiserne Kette gebunden, trieb man ihn als einen Brumbären auf dem Hofe herum, wobei er möglichst getreu das Brummen eines Bären nachmachen mußte. Machte er es nicht ordentlich, so gabs Peitschenhiebe, die ihm natürlich nicht weh taten, da er durch seinen Strohmantel hinreichend geschützt war. Den Leuten wurden, das war alter Brauch, an dem Tage einige Gläser Branntwein mehr verabreicht; aber es wurde in allem, auch im Spiel, so lustig man dabei war, immer Maß gehalten.

Das Hauptfest und das schönste Fest war das Erntefest. War im Herbst alles Getreide eingescheuert, gewöhnlich Ende September oder Anfang Oktober, dann wurde ein Wochentag zum Erntefest bestimmt. Vier Erntewagen wurden mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, jeder mit vier Pferden bespannt. Die Holzfigur eines Hahnes, des Erntehahnes, an einer Stange, schmückte man mit bunten Tüchern, Korallenschnüren und Goldflittern; alle Bewohner

<sup>1</sup> Meinen Sie, ich solle auf die Kinder mit der Brille sehen?

des Hofes kleideten sich festlich und auch die Pferde wurden geschmückt. Die Leute bestiegen die Wagen. Auf dem vordersten saß die Küchenmagd, die den Erntehahn trug, nebst den anderen Mägden und den Dorfmusikanten, gewöhnlich ihrer fünf, die übrigen Hofleute und auch Arbeiter auf den anderen Wagen. So zog man hinaus zu einem naheliegenden Getreideacker, wo man noch einige Garben für diesen Tag hatte liegen lassen; diese wurden auf die Wagen verladen und so fuhr nun der stattliche Zug mit dem letzten Erntesege unter Musik auf den Hof zurück. Die Gutsherrschaft, die, wie erwähnt, nach dem Tode des Domherrn Friedrich in Bökerhof residierte, die benachbarten Pfarrer und Lehrer und gelegentlich auch einige sonstige Gäste waren eingeladen und stellten sich, den Zug erwartend, vor dem Verwaltungsgebäude auf, von meinen Eltern, als den Festgebenden, begrüßt. Der Hofmeister verließ seinen Wagen und nahm seinen Platz auf der S. 22 schon genannten Erhöhung unter der großen Linde. Dann setzte sich der Wagenzug wieder in Bewegung und umfuhr die Linde, während die Insassen unter Musikbegleitung einen Choral sangen. Nach einer Umfahrt hielten die Wagen und der Hofmeister brachte ein Hoch aus auf die Gutsherrschaft, nach einer zweiten Umfahrt auf meine Eltern, und so ging es weiter; auch die Dienerschaft des Hofes und die Arbeiter wurden nicht vergessen. Dann begaben sich alle Geladenen in das größte Zimmer des Verwaltungsgebäudes und die Magd, die den Hahn trug, trat ein, verneigte sich vor den Gästen und sagte jedem ein Sprüchlein, die zum Teil von den Mägden selbst verfaßt waren. Auch meine Mutter, von der ich nach dem Goetheschen Spruche sagen kann:

„Vom Mütterchen die Frohnatur  
und Lust zu fabulieren“,

hatte mehrere dieser Reimereien gemacht. Die folgende, auf die Geistlichkeit gemünzte, die jedes Jahr wiederkam, war aber ein altes Erbstück. Sie lautete:

„Die Herren Geistlichen sind von Gott gesandt,  
Zu künden Gottes Wort im ganzen Land;  
Drum sollen sie heut haben einen goldenen Tisch,  
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch  
Und in der Mitte eine Flasche Wein,  
Dabei sollen sie denn recht fröhlich sein!“

Nun, meine Eltern hatten ein Einsehen: bei dem Festmahle, welches sich dann anschloß, gab es etwas Herzhafteres, als nur gebratene Fische und bei einer Flasche Wein blieb es nicht.

Während die Sprüche hergesagt wurden, begann auf einem der großen Böden der Tanz, an dem nun alle als Tänzer oder Zuschauer teilnahmen und da tat sich das junge Volk gütlich, bis der neue Tag dämmerte. Auch die jüngeren Mitglieder der Gutsheerrschaft tanzten mit den Mägden, und wenn junge Freifräulein und Gräfinnen anwesend waren, so verschmähten sie es nicht, sich mit den Verwaltern und selbst mit dem einen oder dem anderen der jungen Knechte im Tanze zu drehen. Es herrschte bei diesen Festen in Abbenburg immer eine frische, zwanglose Fröhlichkeit, wie man sie kaum mehr antrifft, wenigstens will es mir so scheinen; freilich bin ich nicht mehr so jung wie damals, als ich die Erntefeste mitmachte. Es waren wirklich schöne Feste!

Bei einem dieser Feste war es auch, wo sich mein künftiges Lebensgeschick entschied. Ich war 11 Jahre alt, als meine Mutter mich veranlaßte, ein passendes längeres Gedicht zum Beginn der Sprüche aufzusagen. Ich muß meine Sache wohl gut gemacht haben, denn noch während des Festes fragte der S. 9 erwähnte damalige Majoratsherr, Geheimer Regierungsrat August v. Haxthausen<sup>(5)</sup> meinen Vater, welchen Lebensberuf er wohl für mich ins Auge gefaßt habe. Mein Vater erwiderte, er habe gedacht, seine Söhne sollten Landwirte werden nach seinem Beispiel. Darauf riet ihm der Freiherr, er möge mich studieren lassen. Mein Vater meinte, das möchte für ihn zu kostspielig sein, worauf Herr v. Haxthausen entgegnete, er möge es nur ruhig angehen, im Notfalle werde er aushelfen. Mein Vater nahm sich die Sache zu Herzen und da er ja wußte, wie sehr ich immer hinter den Büchern saß, während meine Brüder sich draußen umher tummelten, so suchte er für mich den Vorbereitungsunterricht für das Gymnasium einzuleiten, wovon ich S. 17 berichtet habe.

Auf dem Gymnasium kam mir das gerade freigewordene S. 3 erwähnte Waldeyersche Stipendium zugute und auf den Universitäten Freitische und Honorarstundung. Auf die höheren Kosten der Doktor- und Staatsprüfung hatte ich meinen Vater schon gleich bei Beginn meiner Universitätsstudien aufmerksam gemacht, so daß durch größere Sparsamkeit vorgesorgt werden konnte und die freund-

lich angebotene Beihilfe nicht erforderlich war. Zum Ausgleich mit meinen Brüdern, deren Ausbildung nicht so viel gekostet hatte wie die meinige, verzichtete ich auf meinen Anteil an dem kleinen Kapital, welches meine Eltern hinterließen.

Nicht ohne Absicht habe ich bei der Schilderung des Lebens und Treibens auf einem westfälischen Gutshofe länger verweilt. Vieles hat sich seitdem geändert in dem Anbau des Getreides, in der Viehzucht, in der Selbsterzeugung vieler Dinge, wie des Brotes, des Leinens, der Seife, der Lichte. Und wo sind die schönen ländlichen Feste geblieben, wo das gute Einvernehmen zwischen der Gutsherrschaft und der Dienerschaft, den Landarbeitern und den Verwaltungsbeamten? Gewiß wird dies noch an manchen Stellen bestehen; aber vieles ist anders geworden — ob besser? ob schlechter? Ich will es nicht entscheiden, da man in Jugenderinnerungen leicht „Laudator temporis acti“ wird. Es lag mir aber daran, eine getreue Schilderung zu liefern von Dingen, die immerhin ein gewisses kulturhistorisches und soziales Interesse haben und leicht der Vergessenheit anheimfallen.

Den Zuständen, wie sie damals in den Dörfern und Landstädten meiner Heimatsgegend herrschten, möchte ich im Interesse eines Vergleiches zwischen einst und jetzt noch ein kurzes Wort widmen. Im Kreise Höxter gab es damals nur eine gute Kreisstraße; die meisten Dörfer waren durch schlecht gehaltene, vielfach tief ausgefahrene Landwege, die man als „Hohlwege“ bezeichnete, verbunden. Bei anhaltendem Regenwetter waren sie kaum zu befahren. Wolkenbruchartige Gewitterregen verwandelten sie wohl für einige Zeit in Flußbetten. Es kam hier und da vor, daß an abhängigen Stellen, wo die plötzlich sich bildenden Wasserläufe zu tiefen, reißenen Bächen wurden, Menschen und Tiere, die sich nicht schnell in Sicherheit brachten, Gefahr liefen zu ertrinken. Wir verloren auf diese Weise bei einem solchen Gewitter einmal einige Schafe. Die Fahrer auf diesen Wegen waren angewiesen, in kurzen Zwischenzeiten mit den Peitschen zu knallen, um entgegenkommenden Fuhrwerken ein Zeichen zu geben, an Stellen, wo ein Ausweichen möglich war, zu halten, denn auf den meisten Strecken war auf diesen tiefen, engen Wegen ein Vorbeifahren unmöglich.

Weit besser waren damals Wege und Stege in den angrenzenden nichtpreußischen Ländern, namentlich im Herzogtum Braun-

schweig. Wir freuten uns immer, wenn wir bei den öfteren Besuchen, die wir unseren Verwandten im Braunschweigischen abstateten, erst die Grenze überschritten hatten.

In den Ortschaften, namentlich in den Dörfern des Kreises Höxter, herrschte noch vielfach Unsauberkeit; der Straßenschmutz blieb liegen, bis er einmal von einem tüchtigen Regen weggeschwemmt war; in manchen Dörfern gab es überhaupt noch keine mit Steinschlag belegte Straße. Die Häuser wurden vernachlässigt, an den Fenstern sah man keine Vorhänge. In den Dorfwirtshäusern war von Getränken nur Branntwein zu haben. Ein kleines Erlebnis meines Vaters mag hier mitgeteilt sein, welches auf den gesellschaftlichen Bildungsgrad der damaligen ländlichen Bevölkerung ein Licht wirft: An der nach Paderborn führenden Landstraße stand ein Wirtshaus, in welchem vorzugsweise die Fuhrleute verkehrten. Auf seinen häufigen Dienstreisen nach Paderborn kehrte mein Vater öfters in dieser Wirtschaft ein, hauptsächlich der Fütterung der Pferde wegen, nahm aber auch selbst wohl eine kleine Erfrischung. Zur Familie des Wirtes gehörte auch ein alter Großvater, der bei der Bedienung der Gäste half. Er hatte, als mein Vater eines Tages wieder dort einkehrte, kurz vorher einen Zahn verloren; die ungewohnte Lücke belästigte ihn und er hatte sich ein fingerlanges Hölzchen, welches mit einem etwas dickeren Ende gerade die Lücke füllte, mit dem anderen aber zwischen den Lippen vorragte, in den Mund gesteckt. So stand er im Gespräch mit meinem Vater, als in dessen Kaffeetasse eine Fliege hineinfiel. Mein Vater suchte nach einem passenden Gegenstande, womit er die Fliege herausbefördern könnte, als der Alte sagte: „Teuben s'en biten“<sup>1</sup>, das Hölzchen aus dem Munde nahm und die Fliege damit herausfischte. Daß mein Vater den Kaffee nicht austrank, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.

Auch die Schulen waren weniger gut als besonders die braunschweigischen; die Lehrer waren schlechter gestellt, die Kinder kamen in unsauberem Anzuge und mit bloßen Füßen — jetzt müßte dies ja entschuldigt werden — in die Schule, wie auch zum Gottesdienste in die Kirche. Wir hatten in der Bellerseer Pfarrkirche zusammen mit der Gutsherrlichen Familie unsere besonderen Kirchenbänke auf dem Chore neben dem Hochaltare; vor diesen Banksitzen war der

<sup>1</sup> „Warten Sie ein bißchen.“

Platz der Schulkinder. An der gegenüberliegenden Seite war der Banksitz des Küsters und vor diesem saßen die Schulknaben. So konnten wir die Schulkinder gut übersehen. Es fiel uns auf, wie häufig sie sich mit unzweideutigen Bewegungen auf ihren Köpfen zu tun machten, so daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß viele von ihnen dort ein Insektarium unterhielten. Von Kindern kann man kaum rechte Andacht während eines länger dauernden Gottesdienstes erwarten, insbesondere nicht während einer Predigt; sie sollen sich aber wenigstens ruhig verhalten. Darin blieb nun damals, namentlich auf der Knabenseite, manches zu wünschen übrig. Wenn's zu arg wurde, erhob sich der Küster langsam, verließ bedächtig seinen Sitz und trat unter die Knaben, um den ärgsten Störenfried recht fühlbar und eindringlich am Ohr zu zupfen; die Feierlichkeit, mit der er diese Straftakte ausführte, hatte etwas ungemein Komisches.

Zweier kirchlicher Bräuche, die damals bestanden, mag hier noch Erwähnung geschehen. Am Charfreitag fand von den Gemeinden Bellersen und Bökendorf aus eine Prozession statt, die an den Leidensweg Christi erinnern sollte, wobei an einzelnen Stationen Halt gemacht wurde. Diese Charfreitagsprozessionen bestehen ja in den meisten katholischen Ländern; insbesondere in Italien kann man sie mit viel uns Nordländern wenig anmutendem Zeremoniell verknüpft sehen. Etwas von diesem Zeremoniell war auch in meiner Heimatskirchengemeinde erhalten. In der genannten Prozession ging damals ein Mann in einer Art Mönchsgewand mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, ein großes Holzkreuz, welches auf dem Boden nachschleifte, auf der Schulter tragend. Das Kreuz war so groß, daß er es, wäre es massiv gewesen, den langen Weg nicht hätte tragen können; es war jedoch aus leichten Brettern zusammengezimmert. Die biblische Erzählung besagt, daß Christus, den dieser Kreuzträger darstellen sollte, dreimal unter der Wucht des schweren Kreuzes, welches er zu tragen hatte, zusammengebrochen sei. Dies wurde auch bei dieser Prozession nachgeahmt, indem der Mann bei drei bestimmten Stationen des Kreuzweges in die Kniee sinken mußte. Ich habe als Schulknabe diese Prozession öfters mitgemacht, zur Erbauung hat mir aber der Kreuzträger nicht gedient. Diese Empfindung ist später die herrschende geworden; seit vielen Jahren wird die Prozession ohne Kreuzträger gehalten.

Die zweite kirchliche Übung, die damals noch bestand — ob jetzt noch, ist mir nicht bekannt — schloß sich zeitlich an die eben geschilderte Prozession an; sie wurde in der Osternacht, oder wenn man will, in aller Frühe des Ostermorgens, um 4 Uhr etwa, ausgeführt. In der Charwoche, das heißt in der Woche vor Ostern, schweigen bekanntlich in den katholischen Ländern die Glocken; in den Kirchen werden bei der heiligen Messe die sonst gebräuchlichen Glockenzeichen mit kleinen hölzernen Klappern gegeben. Nun gingen in der Osternacht die Schulkinder um die angegebene Zeit mit solchen Klappern im Dorfe herum und kamen auch auf den Gutshof, machten mit den Klappern ein gewaltiges Getöse und sangen dann die Worte: „Nah der Kerken, nah der Kerken, nah der Kerken!“<sup>1</sup>, dann folgte wieder eine Klapperei, dann der Gesang und so ging es fort, bis daß die ganze Gemeinde abgeklappert war. Am Ostersonntag und Ostermontag erschienen dann die Schulkinder einzeln oder zu zweien auf den Gehöften, wo ihnen kleine Geschenke in Geld oder in Naturalien verabfolgt wurden.

Kommt man heute durch den Kreis Höxter und in die Gemeinden, die ich aus meiner Knabenzeit am besten kenne, so ist vieles anders und besser geworden. Ich besuche fast jedes Jahr meine liebe westfälische Heimat. Jetzt sind alle Dörfer und Städte durch gute Straßen verbunden, die Hohlwege brauchen nicht mehr benutzt zu werden oder sind in Straßen umgebaut, die Dorfstraßen sind besteint und sauber, die Häuser sehen freundlicher aus, vor den Fenstern stehen Blumen und die Vorhänge fehlen nicht. In den Dorfkrügen kann man jetzt auch Bier und Wein haben. Dieselbe vorteilhafte Veränderung sieht man bei den Kindern; die Schulen geben jetzt den braunschweigen nichts mehr nach.

Fragt man nach der Ursache, warum zu meiner Jugendzeit die Sache anders war, so finde ich nur die eine Antwort: das Land war noch nicht lange genug unter der preußischen Verwaltung gewesen, und die frühere fürstbischöfliche Verwaltung von Paderborn hatte nicht Schritt gehalten mit den Verbesserungen, die in den Nachbarländern bereits eingeführt worden waren. Ein altes Wort sagt freilich: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen.“ Ich bestreite das nicht; aber unter weltlicher Verwaltung wohnt sich besser. Gewiß, einzelne

<sup>1</sup> „Nach der Kirche!“



kleinere Landbezirke, Abteien und Bistümer sind unter der Herrschaft kluger und tüchtiger Bischöfe und Äbte musterhaft verwaltet worden; aber in den unter geistlicher Oberhoheit stehenden größeren Staaten blieb doch im allgemeinen die Entwicklung etwas zurück. Das ist auch begreiflich. Jede Religion und Konfession ist naturgemäß konservativ; sie wird an ihren Lehren und kirchlichen Einrichtungen unentwegt festhalten, so lange das irgend möglich ist. Dieser Zug überträgt sich selbstverständlich und sozusagen unbewußt auch auf die Führung der weltlichen Geschäfte, wenn sie in der Hand geistlicher Obern sind.

Die Rückständigkeit in vielen Dingen bei der Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Bistums Paderborn wurde auch empfunden, als es 1807, nach kurzer Zugehörigkeit — seit 1803 — zu Preußen, durch Napoleons Machtwillen als Bestandteil des Königreichs Westfalen unter die ephemere Herrschaft des Königs Jerome kam. Mein Vater war damals 11 Jahre alt und lebte bis zu seinem 17. Jahre unter dieser Herrschaft. Er sagte öfters, daß man unter der französischen Verwaltung eine bessere Ordnung verspürt habe, als zur fürstbischöflichen Zeit. Dasselbe Urteil hörte ich später in Paderborn von einem Herrn, der, erheblich älter als mein Vater, in reiferen Jahren den Übergang von der einen Herrschaft zur anderen erlebt hatte. Im Jahre 1813 kam das Land dauernd unter preußische Verwaltung, unter der es also zur Zeit, von der diese Erinnerungen sprechen, sich erst 30 Jahre befunden hatte.

Zur Ergänzung des Bildes, welches ich hier von meiner Heimat entworfen habe, seien noch der üppig wuchernde Schmuggel und die Schwierigkeiten des Geldverkehrs erwähnt, die sich in der Nachbarschaft so vieler weder in einem Zollverein, noch in einem Münzverein mit Preußen befindlicher Kleinstaaten: Hannover, Braunschweig, Kurhessen, Waldeck und die Fürstentümer Lippe, ergaben. Man konnte in einem Tage zu Fuß fast sämtliche genannten Gebiete berühren.

Die lebhaftesten Beziehungen verbanden meine Eltern mit der Familie meiner Mutter. Es war eine Lehrerfamilie in mehreren Generationen. Mein Großvater, der S. 15 bereits genannte Kantor Wilhelm Gabriel von Hartz war ein großer, stattlicher Mann, geistig hochstehend und heiteren Temperaments. Er war ein aus-

gezeichneter Lehrer, der 42 Jahre in der Gemeinde Hehlen-Daspe wirkte. So waren denn in beiden Dörfern nur wenige alte Leute, die, als er sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte, nicht durch seine Schule gegangen wären. Meine Eltern ließen mich, als ich 5 Jahre alt war, auf seinen Wunsch ein Jahr bei ihm und so habe ich, wie bereits erwähnt, dort den ersten Schulunterricht genossen. Lebhaft steht mir dieses Jahr noch in Erinnerung. Schon damals beschäftigten sich beide Männer, mein Großvater und sein Schwiegersohn, mein Onkel Lohmann, viel mit mir. Es verging dann kaum ein Jahr, ohne daß ich längere Zeit in Hehlen geweilt hätte. Jedesmal, wenn ich dort war, brachte ich neue Anregungen zurück. Ich habe die Empfindung, daß ich beiden Männern viel zu danken habe, wenn ich auf meinem Lebenswege gut voran gekommen bin.

Meine Großmutter, Karoline geb. Cassel, war das Muster einer echten deutschen Hausfrau und Mutter, von allen, die sie kannten und besonders von ihren zahlreichen Kindern und Enkeln verehrt und geliebt. Sie überlebte ihren Mann um zwei Jahre. Als mein Großvater von seinem Amte zurückgetreten war, bewohnte er mit seiner Frau ein kleines Stübchen mit einem anstoßenden Schlafzimmer im Oberstocke der Hehlener Lehrerwohnung. Sein Nachfolger, mein Onkel Lohmann, bewohnte mit seiner Gattin, der jüngsten der v. Hartzschen Töchter, der Tante Doris, die übrigen Räume. Das kleine, mit Weinreben umrankte Haus dient noch heute als Lehrerwohnung; ich habe es als 81jähriger noch einmal besucht. Es war mir eine Herzenserquickung, als ich die Stätte wiedersah, wo ich als Knabe so viele glückliche Tage verlebte und so manche Anregung empfing. Ich ließ vor meinem geistigen Auge die Bilder der Entschlafenen, meiner Großeltern und meines Onkels, der sein Leben auf 86 Jahre brachte, und seiner Frau wieder lebendig werden, wie die beiden Alten auf ihrem Stübchen saßen, einträchtiglich zusammen, wie Philemon und Baucis, dabei mein Großvater behaglich eine lange Pfeife schmauchend — Zigarren kannte man damals dort noch nicht. Wie oft habe ich diese Pfeife mit einem sorgfältig von mir zurechtgestutzten Fidibus anzünden dürfen, wobei es mir besonderes Vergnügen machte, wenn mein Großvater, wozu ich ihn eifrigst ermahnte, dabei tüchtige Dampfwolken von sich blies. Mein Großvater ist nicht mehr zur Zigarre übergegangen, wohl aber mein Vater, der

anfangs, als die Zigarren mehr und mehr in Aufnahme kamen, nichts von ihnen wissen wollte. Zigarren auf einem Hofe, wo sich viel Heu und Stroh befinde, zu rauchen, sei zu feuergefährlich, es könne auch nicht der Gesundheit zuträglich sein, den Tabak, selbst wenn man sich der Zigarrenspitze bediene, so nahe an den Mund zu bringen; so ein Glimmstengel im Gesicht sähe auch nicht gut aus, so argumentierte er manches Jahr gegen diese Rauchform. Er sah es ungern, wenn wir als erwachsene junge Männer Zigarren rauchten. Endlich, als wir ihm einmal zu Weihnachten ein Kistchen gute Zigarren schenkten, ließ er sich, durch dies Geschenk gerührt, durch unser Zureden und Beispiel bewegen, eine Zigarre zu rauchen und da war es um die Pfeife geschehen! Vor allem war es die Bequemlichkeit der neuen Rauchweise, die die Pfeife in die Ecke wandern ließ. Die Verdrängung der Pfeife durch die Zigarre ist ein interessantes Beispiel, wie und aus welchen Gründen sich Änderungen vollziehen. Jetzt ist in der Verwendung des Tabaks wieder ein neuer Änderungsvorgang im Werden; es scheint fast, als ob die Zigarette die Zigarre verdrängen werde. Ich stehe der Zigarette heute ebenso feindlich gegenüber, wie seiner Zeit mein Vater der Zigarre; ob ich noch kapitulieren werde?

Die Ehe meiner mütterlichen Großeltern war mit 8 Kindern gesegnet, 7 Töchtern und 1 Sohne. 6 der Töchter waren verheiratet, die älteste, Melusine, an den Schullehrer und Kantor Tellmann in dem braunschweigischen Städtchen Eschershausen. Wilhelm Raabe (\*), ein Kind dieser Stadt, hat seinen ersten Unterricht bei ihm erhalten. Die zweite, Minette, verehelichte sich mit ihrem Onkel mütterlicher Seite, dem Konditor Cassel in Braunschweig. Beide waren tüchtige Leute, die sich mit Sorgfalt und Umsicht ihrem Geschäfte widmeten, so daß sie es bald zu einem ansehnlichen Vermögen brachten. Sie gaben dann das Geschäft auf, kauften ein an der Hohentorpromenade gelegenes Haus mit schönem Garten, das sie mit ihrer einzigen Tochter bewohnten. Dies Haus, von meiner Tante so nicht bürgerlich, aber in vornehmer Weise geführt, war gastfrei allen Verwandten und Freunden geöffnet; manches Jahr, bis zum Tode der Tante, die ihren Mann überlebte, bildete es eine Art Mittelpunkt für die Familie. Auch für mich knüpfen sich viele angenehme, aber auch eine traurige Erinnerung daran. Von dieser sei hier berichtet: Die Tochter, meine Base, verlobte sich mit einem jungen

Kaufmann in Braunschweig; zur Hochzeit wurden alle Verwandten geladen. Die meisten erschienen auch zum Feste, man wußte ja, daß man den Wirten nur eine Freude machte, wenn man kam. So entschlossen sich auch meine Eltern zur Fahrt nach Braunschweig und nahmen mich, den damals 16jährigen Sekundaner und meinen älteren Bruder Leonhard, der in Braunschweig eine landwirtschaftliche Schule besuchen und während dieser Zeit Onkel Cassels Hausgast sein sollte, mit. In Alfeld wurde der Eisenbahnzug, der uns über Hannover nach Braunschweig brachte, bestiegen. Es war unser Aller erste Eisenbahnfahrt; stolz fuhren wir dritter Klasse. Das Zusammentreffen in Braunschweig mit allen unseren lieben Verwandten war ein hocheufreuliches Ereignis und so gestaltete sich das Hochzeitsfest zu einem frohen, allgemein befriedigenden. Das Hochzeitsmahl wurde bei herrlichem Wetter im Garten eingenommen. Ich hatte meinen Platz neben meiner klugen und schönen Base, Luise Tellgmann, die ich besonders gut kannte, da sie öfters bei uns in Abbenburg zu Besuch war und ich, ebenso wie meine beiden Brüder, bei ihren Eltern in Eschershausen. Sie starb unvermählt im hohen Alter von fast 90 Jahren in Braunschweig, wo sie nach dem Tode ihrer Eltern ihren Wohnsitz genommen hatte. Noch wenige Monate vor ihrem Tode hatte ich sie in Braunschweig besucht und sie noch völlig rüstig und frisch angetroffen. Ich hatte mich damals bei diesem Besuche mit meinen Braunschweiger Verwandten zu einer gemeinsamen Familientafel verabredet und wieder, wie vor vielen Jahren bei der Hochzeit, saßen wir beiden Alten zusammen und gedachten der vergangenen Zeiten frohen Sinnes, wenn auch, wie es bei lang zurückreichenden Familienerinnerungen nicht anders sein kann, bald hier, bald da, ein wehmütiger Einschlag nicht fehlte. Damals, beim Hochzeitsmahle, wo der junge Schüler zum ersten Male an einer solchen Festtafel saß, war von einem wehen Einschlage nichts zu spüren; aber er sollte bald kommen: acht Wochen nach ihrer Hochzeit starb die junge, blühende Frau. — Man hatte damals den Wurmfortsatz, bei den Laien gewöhnlich und fälschlich „Blinddarm“ genannt, als Erreger von lebensgefährlichen Unterleibsentzündungen noch nicht erkannt, sonst würde sie das Messer des Chirurgen wohl sicher gerettet haben, während die innere Behandlung in solchen Fällen oft versagt. So legte sich eine betäubende Erinnerung in unserer ganzen Familie auf die

vorangegangene schöne Zeit. Mein guter alter Onkel Cassel überlebte den Tod seines einzigen Kindes nicht lange. Die Trauer der Mutter blieb tief in ihr; sie fuhr aber fort in dem Bestreben — es gereichte ihr zum Troste — einen Mittelpunkt der ganzen Familie zu bilden und, wo es nötig war, wohlzutun.

Die dritte Tochter meiner Großeltern, Karoline, war mit dem Schullehrer und Kantor Persuhn in Holzminden vermählt. An dessen freundliches und gastliches Heim — es lag Abbenburg am nächsten — sowie an Hehlen und Eschershausen knüpfen sich für mich und meine Brüder die meisten und liebsten verwandtschaftlichen Jugenderinnerungen. Kein Jahr ging hin, ohne daß wir uns auf Tage oder auf Wochen gegenseitig besuchten; wir trafen dort unsere gleichalterigen Vettern und Basen, mit denen allen wir in bestem Einvernehmen standen. Die guten Tanten sorgten — alle Hartzschen Töchter hatten das von ihrer Mutter — ausgezeichnet für unser leibliches Wohl und unsere Onkels wußten uns in belehrender, aber niemals pedantischer, sondern in anregender und fesselnder Unterhaltung auf langen Spaziergängen durch die schönen Auen und Wälder der Wesergegend die Zeit angenehm und nutzbringend zu kürzen. Das Beste dabei war, daß man es bald merkte, wie ihnen diese Wanderungen mit der heranwachsenden und empfänglichen Jugend selbst Vergnügen machten. Der Holzmindener Onkel Persuhn, eine stattliche Hünengestalt, hatte aber für uns noch einen Lockvogel zu den Spaziergängen in Bereitschaft, der sich besonders für die jüngeren unter uns wirksam erwies. Er pflegte den Heimweg so einzurichten, daß er über Altendorf, einen Vorort Holzmindens, führte; dort gab es eine vorzügliche Kuchenbäckerei, von deren Erzeugnissen der gute Onkel uns zu kosten gab. So wußte er das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden!

Die vierte Tochter, Luise, blieb unvermählt; es hat ihr nicht an Heiratsanträgen gefehlt, selbst als sie schon älter an Jahren war, hat sie Bewerber; sie mochte sich indessen nicht entschließen, da sie sich nicht recht gesund zur Ehe fühlte, wie sie meinte. Sie war ein rührend gutes und sorgendes Wesen, von uns allen geehrt und geliebt; sie hat kein hohes Alter erreicht.

Die fünfte Tochter, Wilhelmine, war meine Mutter. Die sechste, Friederike, die Lieblingsschwester meiner Mutter, war verheiratet

mit dem Kantor Meyer in Allrode am Harz. Ich habe sie kaum kennen gelernt; sie starb als junge Frau zum großen Schmerze meiner Mutter.

Von der siebenten und jüngsten Schwester meiner Mutter, der Tante Doris, habe ich bereits berichtet. Ich erwähnte auch des einzigen Sohnes der Familie v. Hartz, des Superintendenten August v. Hartz in Hasselfelde am Harz und seines hohen Alters. Außer zwei Töchtern, von denen die eine an den als Dipterologen bekannten Baron v. Roeder in Hoym (Herzogtum Anhalt), die andere an den Kaufmann Wöhler in Braunschweig vermählt war, hatte er einen einzigen Sohn, der als Gymnasialschüler an Abdominaltyphus starb. Damit erlosch im Mannesstamme die Familie meines Großvaters. In dankbarer und ehrender Erinnerung an den Mann, von dem ich mir bewußt bin, daß ich ihm vieles verdanke, habe ich, als mir der erbliche Adel verliehen wurde, den Wunsch geäußert, seinen Namen dem meinigen anfügen zu dürfen; dieser Wunsch ist mir gewährt worden.

Wenn man das Glück hat lange zu leben, so muß man sich damit abfinden, viele vor sich ins Grab sinken zu sehen, mit denen man einst in lieber Verwandtschaft und treuer Freundschaft, in Jugendlust und Mannesarbeit vereint war. Von meinen Vettern und Basen, die dem Hehlener Ehepaare v. Hartz ihr Leben verdankten — es waren 17 —, leben heute nur noch zwei, die verwitwete Frau Kantor Brüdern, geb. Persuhn in Braunschweig und der Kaufmann Karl Lohmann, früher in Hannover, der sich jetzt einen behaglichen Ruhesitz in Hehlen, seinem Geburtsorte, geschaffen hat.

Die Nachkommen meiner Vettern und Basen mütterlicherseits sind nicht sehr zahlreich, während sich die Familie meiner Eltern reich versproßt hat. Meiner Frau und mir wurden 6 Kinder geboren. 2 davon, 1 Sohn und 1 Tochter, starben im ersten Lebensjahre. 4, 2 Söhne und 2 Töchter, leben im Ehestande und haben mir 13 Ekel geschenkt, 7 Söhne und 6 Töchter. Mein verstorbener Bruder Lorenzhard, Gutspächter von Bökerhof, später Gutsbesitzer in Alhausen bei Bad Driburg im Kreise Höxter, hatte 6 Kinder, welche sich alle noch des Lebens erfreuen: 2 Söhne und 4 Töchter, sämtlich verhehlicht. Aus diesen sechs Ehen sind 28 Kinder entsprossen, von denen heute 25 leben. Mein jüngster Bruder Friedrich, Bauernguts-

besitzer in Ovenhausen, Kreis Höxter, hatte 9 Kinder, von denen 3 gestorben sind, 2 in jungen Jahren, 1 Sohn noch jüngst in Frankreich seinen Wunden erlegen. Enkel kamen von ihnen, die alle, bis auf einen Sohn, verheiratet sind und waren, 26 lebende, so daß im ganzen 64 lebende Urenkel meines Elternpaares vorhanden sind; in den betreffenden Familien ist also noch im Durchschnitt die richtige Kinderzahl gegeben.

Hiermit schließe ich das, was ich gern über meine Familienbeziehungen niederschreiben wollte, ab. Diejenigen meiner freundlichen Leser, die diesen Abschnitt vielleicht zu weit ausgesponnen finden möchten, wollen bedenken, daß ich in erster Linie mein Buch für meine Familie und deren Freundes- und Bekanntenkreis gedacht habe. Ich füge hier noch einige Bemerkungen an über das, was ich als die richtige Kinderzahl bezeichnet habe. Diese muß auf jede Ehe mindestens drei betragen, wie ohne weiteres einleuchtet. Deutschland ist jetzt leider auf dem besten Wege, in seiner Bevölkerungsbewegung es England und Frankreich nachzumachen. Müßten sich diese beiden Staaten auf ihren eigenen Nachwuchs beschränkt haben, sie hätten uns nicht zu dem demütigenden Frieden von Versailles zwingen können. Nur mit Hilfe der aus allen Enden und Ecken der Welt herbeigeholten Hilfsvölker, weißen, gelben, braunen und schwarzen, ist es ihnen gelungen, den Krieg so lange hinzuziehen, um uns endlich matt zu setzen. Denken wir an die Zukunft! So sehr es wünschenswert ist, daß dieser Krieg der letzte wäre, der auf Europas alten Kulturfluren sich abspielte, so wenig Gewißheit haben wir davon. Wer weiß, ob Deutschlands Söhne nicht noch mehrere Male gezwungen sein werden in den Kampf zu ziehen? Da gilt es, Söhne zu haben, so traurig es ist, sie zum Opfer bringen zu müssen. Aber ein Volk, welches dazu nicht fähig und entschlossen ist, ist nicht wert, fortzuleben und wird auch nicht fortleben. Und wenn uns auch auf Jahrhunderte hinaus ein glücklicher Friede beschert wäre, bei fortwährend wachsender Bevölkerung müßte die Volkskraft sinken, die sich nur im Fortschreiten erhält. Stillstand ist Rückgang! — Und dann, welche Sorge macht ein einziges oder auch nur zwei Kinder! Es ist nicht nötig, das hier auszumalen. Wie viel besser werden durchschnittlich die Kinder in den Familien, wo sie zahlreicher sind, erzogen. Nur nicht ängstlich! so möchte ich jedem Ehepaare, welches befürchtet, nicht mehr

als ein oder zwei Kinder gut durchbringen zu können, zurufen. Es ist begreiflich, wenn jedes Elternpaar wünscht, daß seine Kinder mindestens zur selben Lebensstellung gelangen, die es selbst erreicht hat, ja wenn irgend möglich, darüber hinaus. Aber dieser Wunsch darf nicht die ultima ratio für den Familienstand bilden. Alle die Bestrebungen, die darauf hinzielen, uns die einmal geborenen Kinder zu erhalten, wie sie sich in der rühmenswerten Säuglingsfürsorge, im Mutterschutz, in der Sorge für die unehelichen Kinder kundgeben, sind ja sehr anzuerkennen. Aber sie bilden doch nur einen sehr unvollkommenen Ersatz für den Nachwuchs, der in gesunden Ehen unter der Sorge der Mutter aufwächst. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß uns schwächliche Kinder erhalten werden, als daß gesunde genug da sind, um auch einmal Todesfälle in dem Kindersegen einer Familie ertragen zu können und es ist viel wichtiger, daß die Bevölkerungsziffer durch hinreichende Geburten wächst, als durch Verlängerung der Lebensdauer der Älteren.

### III. Kapitel.

#### Gymnasialjahre.

Das Gymnasium zu Paderborn. Latein in der Medizin. Promotionen, Habilitationen. Doktordiplome. Gymnasium und Realschule. — Musikübungen. Erste Bekanntschaft mit der Eisenbahn. Ferienwanderungen.

In den ersten Tagen des Januar 1851 trat ich in das Gymnasium Theodorianum zu Paderborn ein. Die ungewöhnliche Zeit meines Eintrittes erklärte sich daraus, daß gerade zu Neujahr das Waldeyersche Familienstipendium, von dem ich S. 3 berichtete, frei geworden war, ich es jedoch nicht eher beziehen konnte, als bis ich tatsächlich Schüler des Paderborner Gymnasiums geworden war. Ich erhielt die nachgesuchte Erlaubnis, legte meine Prüfung beim Ordinarius der Untertertia, Professor Bäumker, ab und bestand sie mit der Zensur „genügend“.

Morgens früh um 7½ Uhr begann täglich unser Pensum mit Anhörung einer Messe für die katholischen Schüler, welche bei weitem die Mehrzahl ausmachten, in der Gymnasialkirche, der ehemaligen Jesuitenkirche. Um 8 Uhr begann der Unterricht in den 9 Gym-